

**Christiane Kloweit
Doris Weilandt**

**Auf-Bruch
Die Thüringer
Frauenbewegung in der
Friedlichen Revolution
1989**

Titelbild: Weimarer Frauen auf einem Protestmarsch zum Oberbürgermeister: Die Stadt hält nicht das Versprechen, Räume in der Villa Paul-Schneider-Straße für ein Frauenzentrum zur Verfügung zu stellen (Foto: Privatarchiv).

Christiane Kloweit, Diplomjournalistin (*1954), nach 1990 Sozialarbeiterin, nebenberuflich bis 2014 Kabarettistin und Satirikerin, arbeitet als Sozialarbeiterin/Referentin für Kommunikation/Bildung im Frauenzentrum Weimar e. V.

Doris Weilandt, Dipl. phil. (*1957): Studium der Kunstgeschichte, der Klassischen Archäologie und der Alten Geschichte in Jena und Halle. Nach 1990 Galeristin, Projektleiterin und Kulturmanagerin u.a. beim Kuratorium Schloss Ettersburg. Arbeitet als freie Kunsthistorikerin, Autorin und Journalistin für Museen, Galerien, Printmedien und das Fernsehen.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Landeszentrale für politische Bildung Thüringen dar. Für inhaltliche Aussagen tragen die Autorinnen die Verantwortung.

Landeszentrale für politische Bildung Thüringen
Regierungsstraße 73, 99084 Erfurt
www.lzt-thueringen.de
2017

ISBN: 978-3-943588-92-7

Inhalt

Einführung	5
Politisch einbringen und dran bleiben: <i>Petra Streit</i>	19
Frauen machen eine andere Politik: <i>Ruth-Barbara Schlenker</i>	25
Feministinnen in pinkfarbenen Stöckelschuhen: <i>Andrea Wagner</i>	31
Du musst schon kämpfen: <i>Christa Stieler</i>	41
In der Gruppe zueinander finden: <i>Kerstin Rösel</i>	49
Suche nach etwas wirklich Neuem: <i>Gabriele Sondermann</i>	57
Politische Verantwortung übernehmen: <i>Sybille Dörsing</i>	65
Immer wieder Gesicht zeigen: <i>Birgit Adamek</i>	73
Für die eigenen Ziele kämpfen: <i>Renate Gelmroth</i>	79
Eigene Forderungen stellen: <i>Cordula Meyer</i>	85
Glossar	93
Bibliografie	97
Dank	101

Einführung

Die proklamierte Gleichberechtigung von Mann und Frau gehörte zu den tragenden Säulen der DDR-Politik. Frauen hatten das in der Verfassung verbürgte Recht, in allen Bereichen der Gesellschaft mitzuwirken. Zu den sogenannten Errungenschaften gehörte ein gesicherter Arbeitsplatz, die bezahlte Freistellung bei Geburt eines Kindes, ein dichtes Netz von Kinderbetreuungseinrichtungen und vieles mehr. Oberflächlich betrachtet, war die Frauenfrage gelöst. Doch trotz gleicher Qualifikation blieben Frauen in Spitzenpositionen von Wirtschaft, Wissenschaft und Politik die Ausnahme und auch beim Verdienst gab es bei gleicher Arbeit beträchtliche Unterschiede. Multifunktionalität als berufstätige Frau, Mutter und Verantwortliche für den Haushalt war anerkanntes Prinzip, nicht die Ausnahme. Nach getaner Arbeit holte die Mutter die Kinder ab, ging mit ihnen einkaufen und später noch auf den Spielplatz. Zu Hause kontrollierte sie die Hausaufgaben und bereitete das Abendessen. Das Bild, das kolportiert wurde, ist das einer dynamischen, nimmer müden Frau, die trotz aller Belastungen emanzipiert ihren Weg geht. Die Wirklichkeit, die sich vor allem in der hohen Scheidungsrate spiegelte, sah anders aus. Nicht nur die chronische Überlastung führte dazu, dass viele, zunächst vor allem akademische Frauen, das eigene Gewordensein kritisch hinterfragten. Auch wenn sie zu Beginn ihrer Karriere gleiche Chancen hatten, verschob sich das Verhältnis nach der Geburt des ersten Kindes bereits beträchtlich.

In den 1980er-Jahren fanden in privaten Kreisen und unter dem Dach der Kirche Frauen zueinander, die das Gefühl von Ungerechtigkeit in produktives Miteinander verwandeln wollten. Sie suchten Gleichgesinnte, die mit ihnen nach neuen

Formen des Zusammenlebens in der Familie, aber auch unter gleichgeschlechtlichen Paaren suchten. Alles wurde infrage gestellt: die Rollenverteilung, der vorbestimmte Lebenslauf, die männlich dominierte Sprache. Daraus formierten sich feste christlich oder sozialistisch gestimmte Frauengruppen, die sich mit Themen wie Feminismus, Frauenforschung, Frieden und Politik beschäftigten und die sich zunehmend national und international vernetzten. Diese Frauen waren mit dabei, als es darum ging, den Widerstand gegen das erstarrte politische System der DDR auf die Straße zu tragen. Im Herbst 1989 standen sie als Bürgerrechtlerinnen Seite an Seite mit gleichgesinnten Männern. Doch als es um Beteiligung an politischen Entscheidungen ging, um die Teilhabe an Führungspositionen in neuen Parteien und Vereinigungen, zogen sie – wieder – den Kürzeren. So kam es am 3. Dezember 1989 zu einem landesweiten Treffen vieler Frauengruppen mit rund 1200 Teilnehmerinnen in der Berliner Volksbühne, um eine eigene Vereinigung zu schaffen. Mit dem Unabhängigen Frauenverband (UFV), der an diesem Tag gegründet wurde, gab es erstmalig eine Organisation, unter deren Dach sich unterschiedlichste Positionen wiederfinden konnten. Das war nicht einfach. Viele Frauengruppen wollten die Selbstständigkeit nicht wieder zugunsten einer Verbandsstruktur aufgeben. Sie fürchteten um ihre inhaltliche Autonomie und um Einfluss. Die Diskussionen darüber endeten nie. Doch die solidarische Gemeinschaft, die der UFV über alle weltanschaulichen Schranken hinweg versprach, gab vielen Frauen Hoffnung und Mut, ab Januar 1990 die neuen politischen Strukturen mitzugestalten. Eines der wichtigsten im Programm formulierten Ziele ist die Gleichstellung der Geschlechter: „Nicht formale Gleichberechtigung, sprich: Gleichstellung nach den Gesetz, sondern die wirkliche Gleichstellung von Frauen in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens ist Voraussetzung für ihre Emanzipation. Reale Gleichstellung zielt darauf, alle Bedingungen dafür zu schaffen, dass Frauen ihr Recht auf selbstbestimmte

persönliche Entwicklung in gleichem Maße wie die Männer wahrnehmen können.“¹ Feminismus ist die Grundlage für das gesamte Programm, das bestehende Machtverhältnisse aufheben will.

Auch in Thüringen eröffnete der UFV regionale Büros, die von bereits existierenden Frauengruppen initiiert und betrieben wurden. Für hunderte Frauen bildeten sie eine echte Alternative zu Oppositionsgruppen wie das Neue Forum oder Demokratischer Aufbruch (DA). Hier konnten sie sich für die eigenen Vorstellungen einer gerechten Gesellschaft engagieren. Ihre Forderungen fanden an den Runden Tischen nicht immer Gehör. Aber bereits vor der ersten freien Wahl zur Volkskammer am 18. März 1990 konnten Gleichstellungsbeauftragte ihre Arbeit in Stadtverwaltungen aufnehmen.

Zu den Frauengruppen, die sich bereits in dem 1980er-Jahren formierten und regelmäßig trafen, gehört „Frauen im Gespräch“ in Jena. Sie beschäftigten sich vor allem mit Kommunikationsstrukturen und Konfliktlösungen. Dass die viel beschworene Gleichberechtigung in der DDR in vielen Bereichen nur Fassade war, konnten sie anhand einer Genderanalyse von Schulbüchern nachweisen. Ihre Erkenntnisse schrieben sie Bildungsministerin Margot Honecker. Wie sie reagierte, ist nicht überliefert. Die Weimarer Frauengruppe eröffnete eine „Frauenteestube“ in den Räumen der ESG in der Herderkirche. Jeden Freitagabend lud sie alle Frauen zu Vorträgen und Gesprächen ein: „Jede Frau kann hier reden oder schweigen, hier wollen wir unsere Probleme ein- und ausklammern, Ideen verwirklichen, unabhängig von Alter und Einstellung“. In dem Papier über die Idee der „Teestube“ ist bereits von zwei längerfristigen Projekten die Rede, für die Frauen zur Mitarbeit gewonnen werden sollten. Neben einer „Dokumentation zur Lage der Frau in der DDR“ ging es vor allem um das Thema „Gewalt gegen Frauen“. Den Vortrag, der nach einer Recherche entstand, hielt die Gruppe gemein-

1 UFV-Programm

sam zu Kirchentagen und anderen Anlässen im geschlossenen Bereich. Damit erregten sie auch außerhalb der Frauengruppen großes Aufsehen.

Das zweite Projekt war ein „Frauzentrum/-haus“ in Weimar. Einen Antrag stellten „Die Bewegten Frauen Erfurts“ als Frauengruppe beim Gemeindedienst der Stadtmission Erfurt (wozu auch Weimarer Frauen gehörten) an die Evangelische Kirche. Sie waren nach regelmäßigen Frauentreffen von Mitarbeiterinnen zu der Erkenntnis gelangt, dass eine solche Einrichtung mit Arbeitszimmern, Gruppenräumen, Ausstellungsraum, Spielzimmer und Übernachtungsmöglichkeiten für die Entwicklung der Frauen unumgänglich ist.

Das erste Frauzentrum der DDR sollte mit hauptamtlichen Mitarbeiterinnen ausgestattet werden, damit sich Frauen solidarisieren und ihre Vorstellungen formulieren und leben können. Nachdruck verliehen „Die Bewegten Frauen Erfurts“ ihrer Forderung in Form einer Eingabe an die XI. Synode der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen.² Darin erinnerten sie an das Frauenforum des Erfurter Kirchentages, auf dem sie von der Ausrufung der „Ökumenischen Dekade der Kirchen in Solidarität mit den Frauen“ erfuhren: „Wir träumen von einer Zukunft, in der es uns Frauen möglich ist, über uns selbst zu bestimmen und darin zu einer erneuerten Gemeinschaft von Frauen und Männern zu gelangen“. Neben dem Frauzentrum schlägt die Frauengruppe die Einrichtung einer Frauensynode in den nächsten zwei bis drei Jahren vor. Die Frauensynode fand ein positives Echo, das ökumenische Frauzentrum wurde wegen „zu wenig Kenntnisse über die Hintergründe und die Möglichkeiten eines solchen Unternehmens“ nicht der gesamten Synode zur Verhandlung vorgelegt und auf die in Aussicht gestellte Frauensynode verwiesen. Präses Reinhard Höppner riet, direkt in Erfurt nach Wegen für die Realisierung zu

2 Eingabe an die Tagung der XI. Synode der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen mit drei Anlagen (Datum unbekannt)

suchen.³ Der Antwortbrief wurde Ende des Jahres 1989 verfasst, zu einem Zeitpunkt, an dem sich die politischen Ereignisse überschlugen und jeder wusste, dass die DDR als Staat in seiner bisherigen Form nicht weiterexistieren würde.

Im Vorfeld dieses Briefwechsels fand im September 1989 das 1. Koordinierungstreffen in Erfurt statt. Daran nahmen feministisch orientierte Vertreterinnen von 34 Frauengruppen aus allen Teilen der DDR teil.⁴ Neben feministischer Theoriebildung, der Rechtslage von Frauen aus feministischer Sicht und frauengerechter Sprache diskutierten die Arbeitsgruppen auch über frauengerechte Strukturen in der Kirche und feministische Theologie. Die Thüringer Frauen, die sich beteiligten, kamen von „Frauen unterwegs“, „Frauen und Gesellschaft“, „Frauen und Kunst“, „Elsen der Elsa“ (alle Erfurt), „Frauen für den Frieden“ (Eisenach), „Frauen im Gespräch“, „ich und wir“, Lesbengruppe (beide Jena), von der Frauengruppe „Xanthippe“ (Weimar) und von der Frauengruppe Rudolstadt. Die Bewegung war innerhalb eines Jahres offenbar erstarkt. Noch 1988 gehörten mit Ausnahme von Jena nur zwei bis acht Frauen zum festen Kern der Thüringer Gruppen, die seit vier bis fünf Jahren existierten. Auf einem anderen Frauentreffen berichteten viele Frauen, dass sie sich für ihr Tun nach außen rechtfertigen müssen.⁵ Männerfeindlichkeit wurde automatisch unterstellt. Im Innern machten unterschiedliche Verortung, fehlendes Zusammengehörigkeitsgefühl und die Hilflosigkeit im Umgang miteinander zunehmend Probleme, die Gruppen stabil zu halten. Als besonders fördernd und wohltuend empfanden die aktiven Frauen intensives Kennenlernen, Zeit für Diskussionen und Gespräche auch außerhalb der bestehenden Gruppen-

3 Antwortbrief von Reinhard Höppner, Präses der Synode der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen vom 8.12.1989

4 Papier: Ergebnisse und Erfahrungen vom 1. Koordinierungstreffen der Frauengruppen der DDR am 9. und 10.9.1989 in Erfurt

5 Protokoll: Treffen der Vertreterinnen von Frauengruppen Thüringens im Januar 1988 im Frauenwerk Weimar

räume bei gemeinsamen Wanderungen oder zu Workshops am Wochenende. Dieses Denken in der Gemeinschaft machte die Thüringer Frauenbewegung aus, das Aufgehobensein, das nötig ist, sich selbst zu finden.

Ab Januar 1989 erschien in Jena die erste Zeitschrift für lesbische Frauen unter dem Titel „frau anders“.⁶ In Geschichten, Berichten und mit Einladungen zu Workshops suchten lesbische Frauen nach Selbstverständnis und Identität in einer Gesellschaft, für die Lesbischsein ein Tabuthema war. Die Frauen hatten es schwer, sich öffentlich zu ihrer Sexualität zu bekennen und noch schwerer, als normale Mitbürgerinnen anerkannt zu werden. „frau anders“ war deshalb eine wichtige Stimme, die sich all der Themen annahm, die sonst verschwiegen wurden. Jede Ausgabe entstand in Handarbeit, bis hin zur Vervielfältigung auf einem Kopiergerät beim Evangelischen Frauenwerk Thüringen. Die Zeitschrift hatte Leserinnen in der gesamten Republik, die sich auch mit eigenen Artikeln an der inhaltlichen Gestaltung beteiligten. Lesbischsein wurde in der DDR-Gesellschaft als Provokation empfunden. Auch die Zusammenarbeit mit der Frauenbewegung war schwierig und von wechselseitigen Vorurteilen bestimmt.

Wie eingangs erwähnt, gründete sich gerade noch rechtzeitig vor der ersten freien Wahl in der DDR der UFV⁷ als politische Vereinigung. Intensive Statut- und Programmdiskussionen waren vorausgegangen, die die Kraft von vielen Beteiligten erschöpfte und Fragen nach dem Sinn der Unternehmung aufwarf. In ihrer Grundsatzrede auf dem Gründungstreffen beantwortete Sprecherin Ina Merkel⁸ die Wichtigkeit einer eigenen Vereinigung: „Es gibt in den deutschen Landen eine Kraft, die man noch immer gern belächelt und

6 „frau anders“ existierte von Januar 1989 bis 1993

7 Der Gründungskongress des UFV fand am 17.2.1990 im ehemaligen Gebäude des Zentralkomitees der SED (Haus am Werderschen Markt) in Berlin statt

8 Ina Merkel, Professorin am Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft der Philipps-Universität Marburg, gehörte zu den ersten Sprecherinnen des UFV

übersehen möchte. Eine Mehrheit, die man weiterhin an der Kandare zu führen gedenkt, mit der man meint, alles machen zu können, weil sie bisher eine schweigende Gruppe darstellten: die Frauen. Sie sind die eigentlichen Proletarier des 20. Jahrhunderts, die gedemütigten und geduckten, aber dennoch doppelt freien Reproduktionsarbeiterinnen, sie sind die einzige konsequent revolutionäre politische Kraft in dieser neuen deutsche Restauration. Wo, wenn nicht bei ihnen, liegt die positive Möglichkeit für eine wirkliche Emanzipation über die Borniertheit national beschränkten Denkens hinaus?“⁹

Der UFV stellte eine Reihe von Forderungen, darunter die Etablierung von Frauenräten, die in Volkskammer, Stadträten, Betrieben und Institutionen aktiv für Gleichstellung eintreten sollten. Im Programm werden diese ersten Ansätze Gleichstellung auf politischer und institutioneller Ebene konkretisiert und auf alle Bereiche der Gesellschaft erweitert. Daran haben auch Thüringer Frauengruppen mitgearbeitet und ihre Vorstellungen eingebracht. Ganz wichtig war für alle der Passus: „Der Unabhängige Frauenverband ist ein Zusammenschluss autonomer Frauengruppen, -initiativen und -projekte sowie einzelner Frauen. Der Verband will mit dem Selbstbewusstsein, dem Engagement, der Phantasie seiner Basisgruppen und „Einzelfrauen“, Frauen die Möglichkeit zur Kommunikation, zur Selbstfindung, zu gemeinsamer Aktion im Sinne einer Veränderung ihrer benachteiligten Lage geben.“¹⁰ Damit wirkte der UFV parteiübergreifend, was keine andere Gruppierung bis dahin geschafft hatte. Zum neu gewählten Sprecherinnenrat gehörte auch die Weimarerin Petra Streit.

9 Ina Merkel: Rede zur Gründung des Unabhängigen Frauenverbandes am 17.2.1990, in: Zaunreiterin, Nr.1 1990

10 Frauen in die Offensive: Programm des UFV, angenommen auf dem Gründungskongress des Unabhängigen Frauenverbandes am 17.2.1990 in Berlin

Ein Blick zurück nach Thüringen: Nach der spontanen Gründung des UFV in der Volksbühne Anfang Dezember lud ein breites Bündnis von aktiven Frauen des UFV, des Evangelischen Frauenwerkes, autonomer Frauengruppen und des DFD zum ersten Frauenforum nach Weimar ein.¹¹ Die Resonanz war erstaunlich. Über 200 Frauen aus der Stadt und dem Landkreis kamen und diskutierten heftig und engagiert über ihre Probleme, die sich durch die sich abzeichnende komplette Auflösung der DDR ergaben. Zu der Sorge um den Arbeitsplatz, die Wohnung und die ökonomische Selbstständigkeit kamen zunehmend Befürchtungen, dass die kostenlosen Vollzeitangebote zur Kinderbetreuung – Kinderkrippen, Kindergärten und Schulhorte – zur Disposition standen. An den Runden Tischen debattierten vor allem Männer über staatliche „Kinderaufbewahranstalten“, die abgeschafft gehörten. Nach diesem Frauenforum traten viele Teilnehmerinnen in den UFV ein, weil sie sich dort vertreten sahen und aktiv mitarbeiten wollten.

Für die „Fraueninitiative Jena“, die als selbstständige Frauengruppe zum UFV gehörte, erkämpften Barbara Schlenker und Cordula Meyer (Lambrecht) einen Platz am Runden Tisch. Nach kurzer Zeit mussten sie feststellen, dass ihre Themen kaum Gehör fanden. Es ging um die „großen“ Dinge, für die sich die Männer zuständig fühlten. Die Bürgerrechtler unterschieden sich in dieser Hinsicht kaum von den Mitgliedern der etablierten Parteien. „Ich war beim Neuen Forum in der Arbeitsgruppe Staat und Recht. Dort herrschte ein rauer Ton, ich war die einzige Frau“, begründet Barbara Schlenker ihr klares Bekenntnis zum Frauenverband. Marita Wagner, auch Sprecherin, schildert ihre Erfahrungen mit den Bürgerrechtsbewegungen: „Ich war erst beim Neuen Forum, dann bei der SDP, weil ich davon ausging, dass Frauen und Männer gemeinsam etwas bewegen müssen. Aber ich habe mich dort weder vertreten noch wohl gefühlt und bin zurück zur Frauen-

11 Das 1. Weimarer Frauenforum fand am 27.1.1990 statt

initiative. Jetzt bin ich in der Partei und in der Initiative“.¹² Neben der Teilnahme am Runden Tisch forderte die „Fraueninitiative Jena“ eine Frauenbeauftragte beim Rat der Stadt und ein Frauenzentrum mit Frauencafé, Frauenbibliothek, Galerie, psychologische und gynäkologische Rechtsberatung, Kinderbetreuung, Gruppenräume und ein Frauennottelefon. Finanziell sollte das Projekt von der Stadt getragen werden. Sie setzten sich damit durch.

Zu den ersten freien Kommunalwahlen in Thüringen am 6. Mai 1990 trat der UFV in vielen größeren Städten mit einer eigenen Liste an. Abend für Abend rangen die Kandidatinnen auf Wahlkampfveranstaltungen mit Vertretern anderer Parteien um die besseren Argumente, oft als einzige Frauen auf dem Podium vor bis auf den letzten Platz gefüllten Häusern. Um politischen Einfluss zu gewinnen, waren nicht nur sämtliche Wahlkreise zu besetzen, sondern auch die gesamte Palette der Themen, die anstanden: Stadtentwicklung, Marktwirtschaft, Arbeitsplätze, Gleichstellung, Umweltverschmutzung, Ökologie, Kinderbetreuung und vieles mehr. Die Werbekampagnen – vom Zeitungsinterview bis zur Plakatierung – organisierten wenige Mitfrauen. Der UFV unterhielt zu dieser Zeit Regionalbüros in Erfurt, Jena und Weimar. Bis an den Rand der Erschöpfung arbeiteten Frauen, darunter viele Alleinerziehende, um sich im Räderwerk der großen Parteien eine Chance zu bewahren. Auch wenn bei der Kommunalwahl vereinzelte Mandate errungen wurden – die Dauerwahlkämpfe¹³ haben die Frauengruppen an den Rand des Verkräftbaren gebracht. Unweigerlich gerieten die UFV-Frauen in den Strudel gesellschaftlicher Auseinandersetzungen, die äußerst aggressiv geführt wurden und deren Debatten mit Vernunft nicht zu gewinnen waren. Immer lauter wurden die

12 Barbara Glasser: Die Frauen sind im Kommen. TLZ-Gespräch mit zwei Sprecherinnen einer Jenaer Initiative, in: TLZ 21.2.1990, Weimar

13 Das Wahljahr 1990: Volkskammerwahl am 18.3., Kommunalwahl am 6.5., Bundestagswahl 2.12.

Stimmen innerhalb des UFV, die eine Rückkehr zu frauenrelevanten Fragen forderten, zu einer intensiveren inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem Feminismus, zu dem sich der Verband bekannt hatte: „Feminismus ist eine Art der Sicht auf gesellschaftliche Verhältnisse, die diese bewusst unter dem Aspekt wahrnimmt und analysiert, welche Rolle und welche Bedeutung Frauen in den verschiedenen Bereichen der Gesellschaft haben...Feminismus ist zugleich die Bezeichnung für eine Politik, die konsequent von den Interessen der Frauen ausgeht und diese zu verwirklichen sucht.“¹⁴

Während in den einzelnen Frauengruppen die Vorbereitung auf die Kommunalwahl auf Hochtouren lief, formulieren Teilnehmerinnen des Ost-West-Frauenkongresses Ende April 1990 in Berlin in einer Resolution die Enttäuschung über den Umgang mit einem neuen Verfassungsentwurf, an dem mehrere Monate gearbeitet wurde: „Wir meinen: der Verfassungsentwurf des Runden Tisches geht über die im Grundgesetz formulierten Grundwerte hinaus. Wir bestehen darauf, dass das qualitativ Neue dieses Entwurfes im Prozess der Vereinigung öffentlich und mit der nötigen Zeit diskutiert und in einer neuen, gemeinsamen Verfassung verankert wird. Diese Verfassung soll von einem paritätisch (DDR/BRD) und quotiert (Frauen/Männer) besetzten Gremium bearbeitet und dann per Volksentscheid abgestimmt werden.“¹⁵ Nicht nur auf gesamtdeutscher Ebene erfuhren Frauengruppen im Frühling nach dem stürmischen Herbst, dass sie mit ihren Forderungen nicht ernst genommen werden.

14 Arbeitspapier der Fraueninitiative „lila offensive“, die am 11.10.1989 in Berlin gegründet wurde, um sich in den politischen Umbruchprozess aus Frauensicht einzumischen. Die Gruppe trug maßgeblich zur Gründung des UFV am 3.12.1989 bei

15 Resolution von in- und ausländischen Frauen aus der DDR und der BRD an die Regierungen und Parlamente in beiden Staaten, verabschiedet auf dem Ost-West-Frauenkongress vom 27.-29.4.1990 in der Berliner Dynamo-Sporthalle, der unter dem Thema „Es geht ums Ganze“ stand

Zur Gala „SOS-Weimar live Benefiz-Sendung“ wählte das Erste Deutsche Fernsehen nach Prüfung der Machbarkeit drei Projekte in Weimar aus, für die landesweit um Spenden geworben wurde. Neben der Spezialmusikschule Belvedere und dem Neuen Museum konnte eine UFV-Vertreterin das Frauenzentrum vorstellen. Die dafür vorgesehene große Villa in der Paul-Schneider-Straße 17 bot der Magistrat der Stadt im Vorfeld zum Ausbau an. Vorgesehen waren ein Café, Kinderladen, Bibliothek, Fahrradwerkstatt, Beratungsstellen, ein Frauenhotel, Räume zur Krisenintervention, Notwohnungen, betreutes Wohnen für Mädchen aus Konfliktfamilien, die Redaktion einer Frauenzeitung, aber auch Praxen für Gynäkologie und Psychologie, sowie eine Rechtsanwaltskanzlei. Bereits während der Sendung gingen zahlreiche Spenden für das an das Objekt gebundene Projekt ein. Das Bundesministerium für Frauen und Familie war mit einem Zuschuss von 100.000 DM in die Vorlage gegangen und EU-Mittel standen in Aussicht. Doch kaum war der Rummel um die Sendung verklungen, kam die gut gelegene und großzügige Immobilie als Frauenzentrum nicht mehr in Frage. Mit einem offenen Brief wandten sich die Weimarer Frauen an die Stadtspitze. Das Haus blieb ihnen jedoch für immer verwehrt. Erst viele Monate später fand sich ein baufälliger Ersatz in der Heinrich-Heine-Straße 9. Hier schwebte der Rückführungsanspruch einer Erbgemeinschaft, die 1981 das Haus an die Stadt abgegeben hatte, von Beginn an über den weitreichenden Planungen für einen Um- und Ausbau. In dieser Anfangszeit waren 22 Frauen zum größten Teil über AB-Maßnahmen im Weimarer Frauenzentrum beschäftigt.

Wie weiter mit dem UFV? Das fragten sich im Frühjahr 1990 engagierte Frauenrechtlerinnen, die mit Besorgnis die Entwicklung im Verband verfolgten. Die Strukturen ließen längst basisdemokratische Ansätze vermissen. Der Herrschaftsanspruch einiger Frauen ging so weit, dass sie – um der eigenen Position willen – völlig auf die Rücksprache mit Mitfrauenversammlungen oder anderen Verbandsgruppen

verzichteten. Zu einem Eklat kam es, als Tatjana Böhm, die ehemalige UFV-Ministerin ohne Geschäftsbereich in der letzten Volkskammer der DDR von den Grünen in NRW auf einen der begehrten Listenplätze für die bevorstehende Bundestagswahl im Dezember gesetzt wurde. Die Sprecherinnen erklärten darauf hin, dass sie nicht das Mandat des UFV habe.¹⁶ Ein Jahr später konstatieren die „autonomen brennesseln“ aus Erfurt zur Frage nach der Weiterentwicklung des UFV: „diese frage stellen wir uns seit der existenz des verbandes, was wollen wir eigentlich, was können wir und was ist sinnvoll. Bestandsaufnahme: was ist los im ufv? was für frauen funktionieren im ufv? Christiane Schindler eröffnete uns am Sonntag, dass ihr mann bei der stasi war (ist) und das sie es wusste, seit sie ihn kennt.“¹⁷ Die „autonomen brennesseln“ fühlen sich von der Leitung des UFV, die von Sprecherinnen wahrgenommen wird, getäuscht und sehen an diesem Beispiel die Gefahr, dass der Verband von althergebrachten Hierarchien unterlaufen und ausgehöhlt wird. Die vielbeschworene Abschaffung von unterdrückenden Herrschafts- und Denkstrukturen, die im Statut verankert war, gerät nicht nur an diesem Beispiel in ein Missverhältnis zur Realität.

Viele Mitfrauen verließen in den Monaten nach der Kommunalwahl den Frauenverband. Doch der eilte in Anbetracht der anstehenden Bundestagswahl zum nächsten Bündnis. Unter dem Namen „Die Grünen/Bündnis 90“ verbanden sich Demokratie Jetzt, die Initiative für Frieden und Menschenrechte, die Grüne Partei (DDR), das Neue Forum, der Unabhängige Frauenverband, die Vereinigte Linke und Die Grünen (West) zu einer Wahlplattform, die länderspezifisch

16 Erklärung des UFV-Landeskoordinierungsrates vom 25.8.1990 (unterzeichnet von Petra Streit und Christina Schenk)

17 Papier: Bericht und Gedanken des Gynergiekombinates der autonomen Brennessel über ein Thema des UFV – Koordinierungsrat in Leipzig, 1./2.6.1991; Christiane Schindler ist Sprecherin im UFV

konkret ausgehandelt wurde.¹⁸ Noch vor der Bundestagswahl schrumpfte der UFV so stark, dass er die meisten der insgesamt 15 Länderbüros schließen musste. Den Frauen, die dort bis an die Grenzen ihrer Kraft gearbeitet hatten und alles andere als einen normalen Büroalltag bestritten, wurde mit 14-tägiger Frist zum 31. Oktober 1990 gekündigt. Für sie gab es keinerlei Angebote oder eine soziale Abfederung. Die eigenen Ziele, die wirtschaftliche Selbstständigkeit, die Förderung von Frauen in Zukunftsberufen, die Sicherung von Arbeitsplätzen bei Umstrukturierung und vielen weiteren arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen fanden in der überschaubaren Verbandsstruktur keine praktische Anwendung. Das gut formulierte Programm und die Wirklichkeit klappten weit auseinander.

Für die meisten der in diesem Buch interviewten Frauen bot die Zeit von Herbst 1989 bis zum Sommer 1990 die einzigartige Chance, etwas grundlegend zu verändern. Dieses Hochgefühl von wirklicher Freiheit bleibt und keine möchte es missen. Für alle hat sich das Leben völlig verändert. In der Frauengruppe, zumeist dem UFV angehörend, konnten sie eigene Vorstellungen formulieren und gemeinsam für die Realisierung kämpfen. Ohne dieses Engagement hätte es keine Frauenzentren, Frauenhäuser und Gleichstellungsbeauftragten in Thüringen und anderswo gegeben. Auch wenn einiges nicht mehr den ursprünglichen Intentionen ihrer Gründerinnen entspricht: In vielen Bereichen der Gesellschaft hat sich der Umgang mit Frauen verändert. 1990 war es für die meisten Frauen noch völlig normal, in der männlichen Form von sich selbst zu sprechen. Heute gehören weibliche Endungen zum allgemeinen Sprachgebrauch. Das Selbstverständnis hat sich verändert. Frauen haben sich auf den Weg gemacht,

¹⁸ Erklärung vom 19.8.1990 in Berlin nach einem Treffen von Vertretern und Vertreterinnen von Demokratie Jetzt, Initiative für Frieden und Menschenrechte, Die Grünen (Ost), Die Grünen (West), Unabhängiger Frauenverband, Neues Forum, Vereinigte Linke. Der endgültige Text zur Wahlplattform erschien am 29.8.1990 als Papier von Die Grünen/Bündnis 90.

ihre eigene Identität zu finden. Der Prozess dauert an. Die vorliegende Publikation ist ein erster Versuch, sich der Thüringer Frauenbewegung zu nähern und ihr den Platz in der DDR-weiten Frauenbewegung einzuräumen, den sie in ihren aktiven Zeiten eingenommen hat.

Das Buch lässt Frauen aus Thüringen zu Wort kommen, die ihre Sicht auf den gesellschaftlichen Umbruch schildern, auf ihre Rolle und ihr Gewordensein. Die Mehrzahl der Interviewten hat sich bereits in den 1980er-Jahren in zumeist nichtkonfessionellen Frauengruppen unter dem Dach der Kirche zusammengefunden, um über ihr Selbstverständnis aus feministischer Sicht, über unterschiedliche Problemlagen wie das Rollenverständnis in der Ehe, die Verteilung der häuslichen Arbeit, Friedensprojekte und Ökologie miteinander zu reden.

Doris Weilandt

Politisch einbringen und dran bleiben: Petra Streit

1952 in Grimma geboren, Rinderzüchterin, Sozialarbeiterin, seit 1979 Mitglied in verschiedenen Frauengruppen in Berlin und Weimar, Mitbegründerin der „Frauenteestube“ Weimar, Gründungsmitglied und Sprecherin des UFV, Mitbegründerin des Weimarer Frauenzentrums e.V., von 1996–2002 hauptamtlicher Vorstand der Heinrich-Böll-Stiftung Berlin, für Bündnis 90/Die Grünen von 1996–1999 und von 2004–2012 Mitglied im Weimarer Stadtrat, Fraktionsvorsitzende und Vorsitzende des Jugendhilfeausschusses

Woran erinnern Sie sich, wenn Sie an den Herbst 1989 und die folgenden Monate denken?

Das war ein einziger Wirrwarr. Ich erinnere mich noch an das Treffen in Erfurt mit den „Brennesseln“ und anderen Frauengruppen. Und dann an den 3. Dezember in der Berliner Volksbühne, wo ich gegen die Gründung eines Frauenverbandes angetreten bin, weil ich der Meinung war, dass wir bei uns, also in den Frauengruppen bleiben müssen, um etwas zu erreichen. Von Oktober bis März haben wir über eine ideale Gesellschaft philosophiert, über das, was wir uns aus Frauensicht vorgestellt haben – die Teilhabe an allen Prozessen, eine wirklich frauengerechte Gesellschaft. In dieser Zeit haben die Männer die Posten verteilt. Ich erinnere mich auch, dass ich ununterbrochen Nachrichten gehört habe. Jeden Tag passierte etwas Entscheidendes. Es gab Runde Tische und viele Wahlkampfveranstaltungen, an denen ich teilgenommen habe und vieles mehr.

An welchen Runden Tischen haben Sie teilgenommen?

Am Zentralen Runden Tisch in Berlin saß Tatjana Böhm, eine Mitbegründerin des UFV und spätere Ministerin ohne Geschäftsbereich in der Regierung Modrow. In Weimar war Christiane Dietrich für uns am Runden Tisch. Ich habe in Berlin am Runden Tisch der neu gegründeten politischen Gruppierungen gegessen. Das war entsetzlich langweilig.

Seit wann haben Sie sich für Frauenrechte engagiert? Was war für Sie wichtig?

Seit 1978 habe ich mich engagiert. Zuerst hatten wir eine kleine, private Frauengruppe. Dann bin ich zum DFD und habe dort ein Frauenzentrum in Berlin Pankow nach meinen Vorstellungen aufgemacht und bin schließlich gnadenlos gescheitert. Nach eineinhalb Jahren haben sie mich rausgeschmissen, weil ich nicht solche Veranstaltungen organisieren wollte wie „Der Fleck muss weg“ und ähnliches. Dann hatte ich eine eigene Frauengruppe bis 1982, die in „Frauen für den Frieden“ aufging. Das war auch in Berlin. Wir haben uns an vielen Aktionen beteiligt. 1984 bin ich nach Weimar gekommen. Die hiesige Frauengruppe kannte ich schon von einem Friedenstreffen in Berlin. So bin ich nahtlos gewechselt. 1987 haben wir die „Frauenteestube“ in den Räumen der Evangelischen Studentengemeinde in der Herderkirche aufgemacht.

Stand die „Frauenteestube“ allen interessierten Frauen offen oder war sie ein geschlossener Treffpunkt?

Es hätte jede kommen können. Eigentlich unglaublich: Draußen an der Kirche hing ein Plakat. Wir wollten andere Frauen erreichen und nicht nur in der eigenen Suppe schwimmen. Der Kern der Gruppe war ein Freundinnenkreis. In der Zeit, als wir die „Teestube“ eröffneten, begannen die DDR-weiten Frauentreffen. Und dann, das muss 1986/87 gewesen sein, haben wir an einem Vortrag über Gewalt gegen Frauen in der DDR, vor allem sexueller Missbrauch und Vergewaltigung

gung, gearbeitet und sind damit durchs ganze Land gereist. Wir haben ihn in Kirchen und ähnlichen Einrichtungen gehalten. Zum Kirchentag 1988 in Erfurt haben wir mit anderen Frauen den frauenspezifischen Teil organisiert. Ich habe danach für das Evangelische Frauenwerk gearbeitet, das aber den befristeten Vertrag nicht verlängert hat. Dann hat mich die Evangelische Frauenhilfe Magdeburg eingestellt. Das ging bis Juli 1990. Im Anschluss habe ich eine Beratungsstelle für Frauen aufgebaut, die Vorläuferin des Weimarer Frauenzentrums. Und später haben wir versucht, mit unserem Eintritt die Grünen zu unterwandern.

Wo haben Sie sich mit anderen Frauen getroffen?

Es gab in der Wende Frauenkonferenzen. Das war alles so dicht, dass ich nur noch blasse Erinnerungen habe, wo und zu welchem Thema etwas stattgefunden hat. Woran ich mit sehr gut erinnere, ist die Satzung- und Programmgruppe des UFV, die auch in Weimar tagte. Es bedurfte endloser Debatten, bis wir uns geeinigt haben. Daneben gab es viele Wahlen, zu denen der UFV mit eigenen Kandidatinnen angetreten ist. Das waren harte Wahlkämpfe und beinahe jeden Abend gab es ein Podium, auf dem in den einzelnen Wahlbezirken alle Kandidatinnen und Kandidaten den Versammelten Rede und Antwort stehen mussten. 1990 wurde erstmalig frei eine neue Volkskammer gewählt. Das war am 18. März, mein Sohn wurde gerade 18. Als UFV-Sprecherin bin ich nach der Wahl nach Berlin gefahren und habe dort die Ergebnisse erfahren. Der Ausgang war ernüchternd.

UFV-Sprecherin? Was bedeutete diese Funktion?

Das war so eine Art Vorstand. Ich erinnere mich nicht mehr genau, wie viele wir waren. Es gab viele Abstimmungsrunden, viele Treffen, zu denen ich gefahren bin.

Über welche Themen haben Sie diskutiert, was war wichtig?

Es ging um die Rolle der Frau in der Gesellschaft, in der Literatur, in Schulbüchern, in den Medien. Es ging aber auch um Partnerschaftsprobleme und um Erziehung. Darüber haben wir auch schon lange vor 1989 geredet und Material gesammelt und ausgewertet. Wir hatten ja in der „Teestube“ auch eine Vortragsreihe. Samirah (Kenawi) hat mal über die Frauenrolle in der Satire gesprochen. Es ging eigentlich um alles, was mit Frauen zu tun hat. Durch die Frauenbewegung im Westen interessierten wir uns für frauengerechte Sprache. Die Bücher, die es dazu gab, hatten wir uns alle besorgt. Und immer wieder war das Thema Gewalt gegen Frauen präsent, das in der DDR total tabuisiert war.

Warum wurde das Thema „Frauen“ in der Wende so entscheidend für Sie?

Weil es vorher ganz wichtig für mich war. Ich bin bei dem geblieben, was mich vorher bewegt hat. Mit der Wende gab es die Möglichkeit einer größeren Öffentlichkeit und die Erkenntnis, dass es keinen interessiert. Frei nach dem Motto: Erst die Welt retten und sich dann um das Frauengedöns kümmern. Für mich kam kein anderes Thema infrage. Davon hatte ich am meisten Ahnung.

Die DDR nahm für sich in Anspruch, dass Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau hergestellt ist. Wie sehen Sie das?

Das war das Gleichwertigkeitsideal von August Bebel. Er war der Meinung, dass Frauen gleichberechtigt sind, wenn sie arbeiten können. Es war sicher ein Fortschritt, dass Frauen so arbeiten konnten, wie in der DDR. Aber mit dem Aufstieg in eine höhere Position sah es schon schlechter aus. In Leitungsfunktionen waren deutlich weniger Frauen. So etwas wie frauengerechte Arbeitsteilung gab es in der DDR auch nicht, nicht mal eine Diskussion darüber. Das sah man schon an solchen Veranstaltungen wie dem 8. März. Einmal im Jahr kredenzten die Männer Kaffee, Kuchen und Rotwein.

Lächerlich. Ich erinnere mich noch, dass in den 1950er- und 60er-Jahren der Staat der Meinung war, dass Eltern nicht qualifiziert sind, ihre Kinder zu erziehen. Dafür wurden Heime geschaffen. Meine Eltern waren blutjung, als ich auf die Welt kam. Deshalb haben sie mich in so ein Heim gegeben. Und wenn sie arbeiten mussten, blieb ich auch am Wochenende dort.

Es stimmt, dass sich viele Frauen gleichberechtigt gefühlt haben – ohne Reflexion. Aber Gewalt in der Ehe gab es genau wie im Westen. Allerdings konnte man sich schnell scheiden lassen. Einen Teil der Gleichberechtigung, wie den Schwangerschaftsabbruch, haben wir dem Westen zu verdanken. Dort wurde darüber debattiert. Die DDR hat vollzogen.

Was kam viel zu kurz?

Ein echtes öffentliches Leben, die Freiheit, sich öffentlich zu versammeln und eigene Projekte zu realisieren. Es gab außer Eingaben keine Möglichkeit, sich zur Wehr zu setzen. Wir hatten auch keine Möglichkeit, frei zu wählen – damit meine ich nicht nur politische Einflussmöglichkeiten, sondern persönliche Entscheidungen. Ich habe es auch als Mangel empfunden, dass es wenig Haustechnik gab, die die Arbeit im Haushalt erleichterte. Bis die ersten Waschvollautomaten auf den Markt kamen, dauerte es lange. Der Zeitaufwand, um etwas zu besorgen, war enorm, egal, ob es Autoreifen oder Badkacheln waren.

Einen Teil der Debatte, die fehlte, haben wir in der Frauengruppe und in der „Frauenteestube“ geführt. Und das Reisen fehlte mir ganz entschieden. Ich durfte seit 1976 die DDR nicht mal in Richtung Osten verlassen.

Ist Feminismus für Sie noch ein Thema?

Ja. Soviel hat sich in der Welt nicht geändert. Feminismus bedeutet die Gleichberechtigung aller Menschen. Wenn ich mir die Zahlen ansehe, wie viele Klitorisbeschneidungen

heute noch stattfinden, wird mir ganz schlecht. Interesse an dem Thema habe ich noch ganz großes. Ich verfolge die Debatten im Internet. Seit meiner Krebserkrankung denke ich, dass ich politisch sehr viel gemacht habe. Jetzt ist Zeit für anderes. Ich gehe ins Theater, ins Konzert und ich habe ein neues Hobby: das Kochen. In ein paar Stiftungen bin ich noch aktiv, in der Stiftung Dr. Georg Haar, eine der größten Jugendeinrichtungen der Stadt Weimar.

War die Frauenbewegung 1989/90 rückblickend eher eine Episode oder hat sie etwas verändert?

Die Zeit hat mein ganzes Leben verändert. Für uns, für unsere Frauengruppe, war es eine absolut positive Wende. Ich wüsste nicht, was ich von der DDR zurück haben wollte. Das Frauenzentrum aufzubauen, war eine wunderbare Aufgabe. Ich denke auch an die offenen Gespräche, die wir geführt haben. Auch daran, dass ich mich gegen die Abschaffung der Krippen eingesetzt habe. Die Heinrich-Böll-Stiftung hat mir große Chancen eingeräumt. Bis Mitte der 1990er-Jahre, das war toll.

Wofür treten Sie heute ein?

Komische Frage. Ich bin in diversen Netzwerken und immer noch durch und durch eine Grüne. Die Stiftung Dr. Georg Haar, in der ich noch aktiv bin, habe ich bereits erwähnt. Ich sehe das Frauenzentrum, das ich mit aufgebaut habe, heute aber nicht mehr als Ort für Frauenpolitik.

Frauen machen eine andere Politik: Ruth-Barbara Schlenker

1957 in Stendal in der Altmark geboren und aufgewachsen, Studium der Theologie in Greifswald und Jena, nach der Ausbildung Jobs in Kliniken und Privathaushalten, seit 1990 auf einer Landpfarrstelle im Weimarer Land tätig, zur Zeit wechselnd in die Nähe der alten Eltern nach Berlin-Brandenburg, unverheiratet, vier Kinder und etliche Kindeskinde. Mitgründung Geschichtswerkstatt Weimar-Apolda e.V., Prager-Haus Apolda e.V., Dorfmuseum Pfarrscheune Niedertrebra e.V., Aktionskreis Bündnis-gegen-Rechts Weimarer Land.

Was unterscheidet das politische Denken von Frauen und Männern?

Frauen und Männer haben Verschiedenes einzubringen. Mir ist das klar geworden an dem Schnitzaltar in unserer Kirche in Niedertrebra. Maria steht auf einer Mondsichel, von Sonnenstrahlen umgeben. Die Sonne steht für Wachstum, für Fortschritt, für Kraft und der Mond steht für eine Kreisbewegung. Luna ist auf der ganzen Welt weiblich, nur im Deutschen nicht. Die Idee: Es geht vorwärts und zwischendurch drehen wir Kreise. Die Ethik des Genug. Es geht aber heute nur um Fortschritt, nur um das männliche Prinzip. Wir bleiben nicht mehr bei uns und reden über das, was wir haben. Aber genau diesen Aspekt bringen die Frauen ein: das Nachdenkliche. In unserer Wirklichkeit wird es immer rücksichtsloser.

Woran erinnern Sie sich spontan, wenn Sie an 1989/90 denken?

An Aufbruch. Aber schon damals hieß das Motto „Zwischen Aufbruch und Beharren“. Ich denke an meine kleine

Reiseschreibmaschine, mit der wir noch gearbeitet haben. Es war eine Frühlingsstimmung. Zuerst gab es die schönen Veranstaltungen in der Kirche. Und dann kippte die Stimmung. Ich weiß noch, wie ich in einer Demo durch die Jenaer Lutherstraße gelaufen bin und die Leute schrien „Deutschland einig Vaterland“. Das waren Leute, die sich sonst nicht für Politik interessierten, aber zum Fußball gingen. Es war eine Zeit Wild-Ost. Am Runden Tisch habe ich zum Beispiel die Frage gestellt, was mit den Waffen beim Abzug der Roten Armee passiert. Diese Frage wurde gar nicht ernst genommen.

Seit wann haben Sie sich für Frauenrechte engagiert? Was war Ihnen wichtig?

Ein Herz für Benachteiligte hatte ich immer. Anfang der 1980er-Jahre habe ich mich in der Evangelischen Studentengemeinde (ESG) für Schwule eingesetzt. Auch meine Eltern waren frauenbewegt. Meine Mutter hat mir 1990 gesagt: „Wir Frauen müssen immer nach dem Höchsten greifen“. Es ging um meine Anstellung als Pastorin, Verbeamtung oder nicht. Ich wollte auch immer die Quote, damit die Gesellschaft dahin kommt, dass sie überall die Frauen dabei haben. Emanzipation ist erreicht, wenn Frauen Fehler machen können, ohne dass es auf ihr Frausein geschoben wird, nach dem Motto: Die kann es ja nicht besser, die ist ja eine Frau. Ich war vor der Wende bei „Frauen im Gespräch“ in Jena. Wir sollten bei der Friedensdekade 1988 eine Station in der Friedenkirche gestalten. Wir haben uns das Märchen „Der Hase und der Igel“ vorgenommen, weil es darin im übertragenen Sinn um die Rolle der Frau in Friedensprozessen geht.

In der Vorbereitung des DDR-weiten Frauentreffens 1988 „Zwischen Aufbruch und Beharren“ haben wir sogar ein Gesprächsleiterinnentraining absolviert. Ich erinnere mich auch an eine Demo gegen Umweltverschmutzung, bei der wir mitgemacht haben. Wir haben Schulbücher nach dem Rollenverständnis von Mann und Frau ausgewertet und unsere Erkenntnisse an DDR-Bildungsministerin Margot Honecker

geschickt. Ein großes Thema war „Frauen in der Geschichte“. Wir haben recherchiert, wo sie unterschlagen wurden. An der Universität haben wir Einladungen gebastelt. Ich wollte interessierte Frauen zusammen bringen.

Wo haben Sie sich getroffen?

„Frauen im Gespräch“ haben sich in der August-Bebel-Straße in Jena getroffen. Die Räume gehörten zur Gemeinde der Friedenskirche. Dort gab es wöchentliche Treffen und Lesungen. Zuerst wollten wir die Logistik des DFD nutzen. Wir waren der Meinung, die lösen sich sowieso auf. Dann haben wir es mit der LDPD versucht. Das war auch nicht unser Weg. Für unsere „Fraueninitiative“ haben wir schließlich eine Wohnung am Engelplatz bekommen. Das war die Zeit, als ich mich entscheiden musste, ob ich in die Politik gehe oder ins Pfarramt. Es gab dann die Forderung nach einem Frauenzentrum und später nach einer Frauenbeauftragten. Und es gab viel Austausch mit Frauengruppen aus den alten Bundesländern. Aber dort habe ich gemerkt, dass das nicht meine Richtung ist. Ich war nicht für eine esoterische Selbstbeschau, sondern für politische Forderungen.

Warum wurde das Thema Frauen in der politischen Wende so entscheidend für Sie?

Wir hatten in der DDR einen Prozess in Gang gebracht. Wir wollten die etwas verlogene Frauenpolitik gerade rücken, denn die DDR hatte sich die Emanzipation auf die Fahnen geschrieben, weil wir Frauen als Arbeitskräfte gebraucht wurden, und nicht wegen der Überzeugung, dass die Meinung der Frauen in allen Dingen gebraucht wird. Das war auch in der Wende entscheidend, als wir auf die Westfrauen trafen. Naja, ein weites Feld. Wenn ich es mir heute ansehe: Im Grunde habe ich feministisch in der Kirchengemeinde nicht viel erreicht, bin übers DFD-Niveau kaum hinausgekommen. Alle guten Ansätze sind wieder ins Stocken geraten. Ich komme jetzt immer wieder an den Punkt, dass ich

mich unverstanden fühle. Wenn ich beispielsweise ein Mann wäre oder auch nur einen hätte, würden Frauen, mit denen ich hier zu tun habe, mich anders akzeptieren. Das erlebe ich oft. Frauen verhalten sich zu Frauen anders als zu Männern. Da war mir der Blick über den Tellerrand umso wichtiger. 1990 bin ich in den Vorstand des „Konvents Evangelischer Theologinnen in der Bundesrepublik Deutschland e.V.“ gewählt worden. Das habe ich zwei Legislaturperioden mit viel Freude gemacht.

Welche Themen haben Sie in der Frauengruppe diskutiert? Wofür haben Sie sich besonders stark gemacht?

Ich war 1989 am Runden Tisch in Jena. Erst im Frühjahr 1990 habe ich mich entschieden, ins Pfarramt zu gehen. Wir haben für den UFV verhandelt. Eine Frauenbeauftragte sollte ins Stadtparlament und für die Frauen sollte ein Bildungszentrum geschaffen werden. Ansonsten wollten wir bei allen Themen gern mitreden. Ich glaube, ich habe schon erzählt, dass ich mich um die Waffen gesorgt habe, die in den Kasernen der Russen lagerten und wo es offenbar keinen Plan gab, wie damit umgegangen werden soll. Wir haben uns auch für Fahrradwege eingesetzt, beispielsweise beim Neubau der Paradiesbrücke. Das hat damals keinen interessiert und heute fehlt er.

Gleichberechtigung gehörte in der DDR zum politischen Anspruch. Wie sehen Sie das, was war Realität?

Wenn ich an die Debatten der 1970er-Jahre denke, was die Gleichberechtigung von Theologinnen betrifft, da war noch so viel Unglaubliches in den Köpfen. Ich hatte mich um eine Pfarrstelle in Erfurt bemüht und da schrieb mir der zuständige Pfarrer zurück, dass es in der Kirchgemeinde mit Frau soundso bereits eine Pfarrerin gäbe. Es war ihm offenbar unvorstellbar, dass zwei von drei Pfarrstellen von Frauen besetzt sein könnten. Für mich war Annemarie Schönherr

eine maßgebliche Frau innerhalb der Ost-Kirche und Dorothee Sölle in der Theologie.

Ist Feminismus für Sie heute noch ein Thema?

Absolut. Beispielsweise die Frauen aus Moskau, die nackt auf einen Kirchenaltar gesprungen sind, um gegen Missstände zu protestieren. Ich war schon immer Fan von Symbolhandlungen. Es fällt heute noch vielen Frauen schwer, sich als Frau wahrzunehmen: „Ich bin ein Einmannunternehmen“. Bei Männern fällt mir auf, wenn sie geschlechtergerecht denken und sprechen. Sprache hat eine Wechselwirkung, sie ist nicht nur Ausdruck von Aufmerksamkeit, sondern formt auch Bewusstsein. Der Feminismus will etwas wiederherstellen, was aus den Fugen geraten ist. Wenn wir ihn mal nicht mehr brauchen, ist Gleichberechtigung erreicht. Ich war die Frauenbeauftragte des Kirchenkreises. Nur wenige Pfarrersfrauen und Pfarrer sind feministisch drauf, da erntet man viel Spott. Noch nicht mal Frauen in Leitungsebenen haben ein waches Auge für Ungerechtigkeiten. Das wird kaum mal reflektiert.

Die Frauenbewegung 1989/90 – war das für Sie eine Episode oder hat sich etwas verändert?

Allen hat es sicher nicht geholfen. Die beteiligten Frauen sind daran gewachsen, auch an dem Granit, auf den sie gebissen haben. Aber wir sind Weg-orientiert. Und das war der richtige Weg, die richtige Richtung. Und noch ein Gedanke: Erst wenn es bei Frauen nicht mehr um ihre Attraktivität geht, wenn niemand mehr auf das Äußere achtet, dann sind wir ein ganzes Stück vorangekommen.

Wofür treten Sie heute ein?

Mein Herz schlägt immer noch für die Frauen, für die Benachteiligten. Ich hasse es, wenn wir in der Sprache die ewig Mitgemeinten sind. Männer können gar nicht beurteilen, wie das ist, wenn man immer nur mitgemeint wird, und sollten bei diesen Entscheidungen einfach die Klappe hal-

ten. Ich engagiere mich aber auch seit Jahren gegen Rechts-
extremismus. Was mich immer wieder sehr bewegt, ist die
Nazivergangenheit. Ich recherchiere viel bei den Leuten,
lasse mir ihre Geschichten erzählen, beispielsweise über die
jüdischen Frauen in Apolda. Ich versuche, über die Schiene
Heimatgeschichte die Menschen zu Pazifismus und Men-
schenfreundlichkeit zu ermuntern und über den Nationalsozi-
alismus aufzuklären. Wir haben zum Beispiel die Geschichte
des KZ-Vorgängers in Bad Sulza ausgegraben und dokumen-
tiert. Mit dem Geld von meinem 50. Geburtstag haben wir
den Gedenkweg „Randweg“ zu den nationalsozialistischen
Lagern in Bad Sulza eingerichtet und Info-Stelen gesetzt. An
vielen Stolpersteinen für jüdische Familien, Euthanasieopfer,
politische Verfolgte in Buttstädt und Apolda habe ich mitge-
wirkt. Wir haben an der Kirche in Pfuhsborn ein Deserteurs-
denkmal errichtet für den Dorfschullehrer Rudolf Kaufmann.
Ich bin immer auf der Suche nach solchen Geschichten. Diese
Beschäftigung ist gewinnbringend, weil man viel über die
Zeit erfährt, die bis heute nachwirkt. Und Frauenbiografien
sind sowieso immer ganz spannend, weil lebensnah.

Feministinnen in pinkfarbenen Stöckelschuhen: Andrea Wagner

1960 in Zwickau geboren, Gemeindepädagogin, seit 1995 Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Weimar, geschieden, vier Söhne, lebt in Weimar

Woran erinnern Sie sich spontan, wenn sie an die Zeit um 1989/90 denken?

An das Klima in der DDR, das war für mich sehr bedrückend, denn mein damaliger Mann und ich waren praktisch zu Staatsfeinden erklärt – später habe ich erfahren, dass wir tatsächlich auf einer Liste standen, von Leuten, die für „Internierungslager“ vorgesehen waren in Thüringen. Da war sogar die Anzahl der Socken und Unterhosen geregelt, die man hätte mitnehmen dürfen. Das war die eine Seite des Lebens damals. Die andere Seite war ein riesengroßer Freundeskreis, über die ganze Republik verteilt. Das war wunderbar, rettete aber nicht immer vor Sorge und Beklemmung. Wir waren hin und her gerissen von der Frage: Bleiben oder Gehen? Aushalten und Hoffen? Oder Ausreisen, weil es keinen Sinn mehr hat und sich nie was ändern wird. Viele Freunde haben damals Ausreiseanträge gestellt. Das war furchtbar, lauter Abschiede.

Unsere Stasiakte ist ellenlang, das weiß ich von meinem damaligen Mann, der hat seine gelesen. Ich nicht. Wieso sollten mich verquaste Lügengeschichten interessieren? Nach der Wende kamen dann zwei zu mir, die für die Stasi gearbeitet hatten, jahrelang über uns „berichtet“ hatten und wollten sich entschuldigen, wollten sich eigentlich von mir entschulden lassen. Ich hab sie weggeschickt – das ist dein

Problem, nicht meins. Ich vergebe keine Schuld – das macht (vielleicht) Gott. Ist das fies?

Auch wenn Überwachung und Ausgrenzung immer schärfer wurden – ich war trotzdem privilegiert. Ich war mit einem evangelischen Pfarrer verheiratet, wohnte in einem großen Pfarrhaus mit endlos Platz, Gemeindesaal mit Infrastruktur, Dienstauto Trabant, Telefon, Kopiergerät, natürlich nur für den innerkirchlichen Gebrauch (lacht).

Seit 1974 hatte ich meinen Emma-Taschenkalender, mein Henna und mein Patschuli (finde ich heute widerlich und bin seit Jahren bei Chanel No5 hängen geblieben) und Tampons von OB (lacht). Der Standard in meinen Westpaketen.

Wo haben Sie gelebt?

Das war erst in Meerane, dann Hohenleuben (Ostthüringer Knaststädtchen) und später in Kieselbach in der Rhön, ein Dorf vor dem Zonenrandgebiet. Ich hatte einen Passierschein, den brauchte ich, wenn ich zur Dienstberatung in die Superintendentur nach Vacha oder ins Landeskirchenamt nach Eisenach musste. Ich bin sehr oft mit dem Zug gefahren, und jedes Mal kontrollierten die immer gleichen Typen der zuständigen Organe: „Was ist der Grund Ihrer Reise?“, Meine Lieblingsantwort darauf war: „Ich will mir rote Stöckelschuhe in der Stadt kaufen.“ Ein bisschen wie Hase- und Igel-Spiel. Man kannte sich.

Anfang der 80er-Jahre wurde es schlimmer mit der Militarisierung der Gesellschaft, Wehrkundeunterricht, Zivilverteidigung und das neue Wehrgesetz, nach dem auch Frauen gemustert werden konnten. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich damals, dass eine schwangere Krankenschwester in Halle den Musterungsbefehl bekommen hatte. „Frauen für den Frieden“ ein hartnäckiger Gesprächskreis aus Pankow, veranstalteten eine Aktion in Berlin: Performance, Flashmob würde man das heute nennen. Am Alexanderplatz war eine kleine Poststelle, und an einem verabredeten Tag, zu einer verabredeten Stunde kamen aus allen Richtungen schwarz

gekleidete Frauen mit einem weißen Briefumschlag in der Hand zu dieser Post – um ihre Eingabe gegen die Musterung an den Staatsrat per Einschreiben aufzugeben. Die Stasi war zwar vor Ort aber machtlos, lauter Frauen, die einen Brief aufgeben wollten. Ich hatte total Schiss und war gleichzeitig begeistert, schon in der S-Bahn kam immer mal eine Frau in Schwarz rein, mit weißem Umschlag in der Hand, Blickkontakt, alles klar – Wahnsinn. Nach der Schlange am Postschalter ging ich mit zwei Freundinnen noch ins Café nebenan. Dort saß an jedem (!) Tisch schon ein einzelner Mann in Zivil. Wir setzten uns dazu und begannen ein munteres Gespräch über Menstruationsblutungen, Geburten und andere schöne Frauenthemen... Was für ein Spaß. Das war natürlich alles erfunden und Ergebnis unserer Strategieberatungen.

Ja, die Stasi, das war für mich zwischen Ernst und Spiel. Aber mir war immer klar: Das ging nur, weil ich als Gemeindepädagogin und Pfarrersfrau unter dem Schutz der Kirche stand, weil der Bischof und die Institution das Händchen über uns gehalten haben. Ich dachte damals, du kannst widerstehen, also musst du's auch machen! Eine Karriere war eh nicht vorgesehen, und erschießen werden die mich auch nicht. Nur bissel drangsalieren. Andere, außerhalb der Kirche, hatten diese Möglichkeiten, diesen Schutz nicht und hätten vielleicht ihre Existenz verloren. Ich habe die nicht verurteilt, die still gehalten haben.

Die Überwachung durch die Staatssicherheit gehörte für Sie und Ihre Familie in der DDR zum Alltag?

Ich hatte 1978, mit 18 Jahren, gleich nach meinem Abitur geheiratet, und mein damaliger Mann hatte 1976 den Brief gegen die Biermann-Ausbürgerung unterschrieben. Seitdem hatten er und dann wir immer Stress mit der Stasi. Die haben einmal in Hohenleuben, als wir nicht da waren, unser Haus durchsucht, und zwar so, dass wir das merken mussten. Zersetzung nannte sich das. Später erfuhr ich, dass das Vorgehen haargenau in den Staasiakten dokumentiert war. Und

zwar wurde vor unsrem Haus ein Autounfall inszeniert. Dann klingelte ein „Unfallopfer“ und wollte telefonieren. Ich hatte die Frau hereingebeten und auch ein Glas Wasser angeboten. Währenddessen hat ein anderer unsere Wohnung fotografiert, um ... ach, was weiß ich. Bond, übernehmen Sie. Ich habe zum Spaß und damit es sich lohnt für die Jungs Tütchen mit Radieschen-Samen zwischen die Wäsche gelegt und drauf geschrieben „Hanf – erst im Frühling aussäen“.

Seit 1981 in Polen Solidarnosc aufkam, durften wir nicht mehr ins Ausland, nicht nach Polen, Tschechei, nichts, immer wurden wir aus dem Zug geholt, durchsucht, heimgeschickt. Da gingen wir dann den Bahnsteig entlang, um in getrennten Räumen verhört zu werden und hinter uns zwei Uniformierte mit Maschinenpistolen. Klar, würden die nicht schießen, aber es war einschüchternd und beängstigend. Auf eine Staatsratseingabe kam die Antwort: Wir würden die DDR im Ausland nicht würdig vertreten. Wir haben geantwortet, dass wir schließlich keine Diplomaten sind. Aber natürlich kam keine Antwort, sie wollten doch keinen Briefwechsel mit Staatsfeinden. Die Hauptsache war für mich: überleben, aufrecht bleiben, tapfer, nicht zum Schwein werden, keine Verräterin sein!

Seit wann haben Sie sich für Frauenrechte engagiert? Was war für Sie wichtig?

Seit meinem 14. Geburtstag, 1974. Da hat mir eine Schulfreundin den ersten Emma-Kalender geschenkt. Ich hab mir sofort eine Latzhose lila gefärbt und bin als Emanze rumgerannt. Besonders die Cartoons von Franziska Becker habe ich geliebt; der Witz, die Klugheit und der Tiefsinn haben mich sehr beeindruckt. Ich wollte keine Frau werden, ich war abgeschreckt vom Frausein. Ich wollte lieber ein Mann sein. Erst später habe ich begriffen, ich habe nicht mit meinem Geschlecht gehadert, sondern mit der Rolle, die Frauen aufgedrückt war. Und ist! Frauen haben sich doch damals kaputt gearbeitet, Schichtsystem, Qualifizierung, Haushalt, Kinder,

das mussten sie weitgehend alleine hinkriegen. Männern ging's einfach besser. Aber darüber konnte ich kaum mit jemandem reden. Das war einfach kein Thema. Allerdings, wenn mal eine Frau auftauchte, die auch so dachte, dann hat man sich gleich erkannt.

Ich bin an dem Thema dran geblieben. Am Burckhardt-Haus in Gelnhausen habe ich Gemeindepädagogik studiert und meine Abschlussarbeit zum Thema Feministische Theologie geschrieben, verschiedene Strömungen untersucht. Literatur bekam ich über Westberlin. Die Dozenten konnten zuerst meine Arbeit nicht bewerten, weil sie die Bücher nicht hatten. Die haben sie sich dann von mir geliehen. (lacht)

Wo haben Sie sich getroffen?

Überall in der DDR! In privaten Wohnungen. Man musste nur einen Namen sagen von jemandem aus der Szene, dann war man schon befreundet. Ach, du kennst XY! Wenn du bei uns pennen willst, geh rein, Schlüssel liegt unter der Fußmatte. So lief das. Ich kannte jede Menge Menschen, auch Bärbel Bohley, Freya Klier, lange, bevor sie bekannt wurden. Ich war oft zu Gast in Berlin, und da waren die ja alle, beispielsweise Pastorin Ruth Misselwitz, eine wirklich wunderbare und bewundernswerte Frau!

Warum wurde das Thema Frauenrechte für Sie in der politischen Wende so entscheidend?

Weil ich gesehen habe, dass es viel zu tun gibt! Weil nach der Wende der große Backlash kam. Da wollten sie den Frauen aus der DDR das Fristengesetz andrehen. Da fand der Thüringer CDU-Ministerpräsident, dass die ungesunde Erwerbsneigung der Frau schuld ist an der Krise auf dem Arbeitsmarkt. Naja, und nicht nur daran waren die Frauen schuld, sondern überhaupt an allem. Wie heute noch (lacht). Und ich habe die Brüche in den Biografien gesehen, von Frauen, die immer selbstverständlich gearbeitet hatten. Natürlich auch von Männern, denn Anfang der 90er kamen ja die Treuhänd

und das große Plattmachen. Nicht zu vergessen, die Runden Tische, an denen immer auch Frauen saßen und sich stark machten. Daran wird heute kaum noch erinnert. Dabei war es für sehr kurze Zeit ein intensiver demokratischer Prozess, genau an der Basis.

Was haben Sie in der Frauengruppe diskutiert, wofür haben Sie sich besonders stark gemacht?

In der DDR, in den Gesprächskreisen, haben wir über Friedenserziehung diskutiert. Es gab Rechtsberatung: Wenn du einen Ausreiseantrag stellst, was wird mit deinen Kindern, was mit deinem Eigentum? Und wir machten Übungen in friedlichem, zivilem Ungehorsam. Es ging auch um Gesundheit und Körperbewusstsein. Wir fragten uns, wieso gibt es keine Medizin für Frauen, warum müssen Frauen und Kinder Medikamente einnehmen, die nur an Männern erprobt wurden?

Und ich war in dem Vorbereitungskreis, der den Frauentag auf dem Evangelischen Kirchentag 1988 organisiert hatte. Ein ganzer Tag nur für Frauen, mit dem ersten Frauencafé überhaupt in der DDR! Der Kreis traf sich bei Familie Falcke in Erfurt. Wir Frauen haben diskutiert und geplant, der Propst kochte derweil Suppe und servierte sie stilvoll für uns. Ganz selbstverständlich. Ein emanzipierter Mann, der sich kein bisschen als Opfer fühlte!

Die DDR nahm für sich in Anspruch, dass die Gleichberechtigung zwischen Frau und Mann hergestellt ist. Wie sehen Sie das?

Bullshit! Ja, du konntest als Frau und Mutter von vier Kindern Traktor fahren und Schichtarbeit machen. Fertig war die Gleichberechtigung. Aber Frauenrechte? Waren kein Thema! Null, null, null! Die Frauen im Dorf hatten keine Ahnung, wovon ich rede. Dabei war natürlich auch Gewalt gegen Frauen da. Ich habe es selbst miterlebt, wie im Dorf ein Mann seine Tochter halbtot geprügelt hat, bei einer Riesenfeier zu ihrem 30. Geburtstag. Alle standen drumrum. Ich rief die

Polizei, die fragten mich als erstes: Wie viel haben Sie denn getrunken, Bürgerin? Und ihre Diagnose war: Familienstreitigkeiten, geht uns nichts an.

Und ich habe auch ganz persönlich die Rolle der Frau und Mutter ausgekostet.

Als ich am Burckhardthaus studieren wollte, sagte mein Mann: Klar, warum nicht, wenn du das alles schaffst. Also habe ich damals zwei Kinder auf Freunde verteilt, das Kleinste an der Brust mit ins Seminar genommen. Wenn ich wieder rückwärts alle Kinder eingesammelt hatte (Berlin, Leipzig) erwartete mich zu Hause ein Saustall...

Was kam viel zu kurz?

Zu kurz kam die Reflexion, das war eben eine atemlose Zeit. Wir dachten auch nicht an Selbstfürsorge! Wir waren jung, wir haben unsere Kräfte verausgabt, in vollen Zügen, geraucht, Schnaps getrunken, Nächte durchgemacht, den Körper nicht geschont. Gesundheitsthemen hatten wir zwar in der Frauengruppe – theoretisch (lacht). Und ich hatte in der DDR nie über Geld nachgedacht. Ich hatte nie Angst, vier Kinder zu haben und arm zu sein. Das brachte erst der Westen.

Wie stehen Sie heute zum Feminismus? Ist das noch ein Thema für Sie?

Jaaa! Natürlich! Und ich erlebe einen Aufschwung der feministischen Debatte! Sie sind überall, sie tragen pinkfarbene Stöckelschuhe, sie argumentieren frech und furchtlos und feministisch. Das Internet spielt eine große Rolle. Und ältere Feministinnen, die digital nicht so flott unterwegs sind, müssen sich keine Sorgen machen, dass sie die letzten Mohikanerinnen sind. Sind sie nicht! Feminismus ist auch Teil meiner Arbeit. Ich könnte sagen, ich habe mein Hobby zum Beruf gemacht, seit ich mich von Mann und Kirche (der ich weiter gewogen bin) getrennt habe und 1995 Gleichstellungsbeauftragte in der Weimarer Stadtverwaltung wurde.

Hobby ist aber zu harmlos, es ist schon Leidenschaft. Dieses Amt der Gleichstellungsbeauftragten ist ja eher auf Alibi-Emanze ausgerichtet, generell, nicht etwa nur in Weimar. Die müssen wir haben, gut, wir bezahlen sie und schütten sie mit Papier zu, Gleichstellung geregelt. So ist eben Verwaltung, aber nicht nur. Ich nutze die positiven Möglichkeiten, die es reichlich gibt. Ich habe gelernt, mit Ressourcen umzugehen, zu reflektieren und mich zu vernetzen.

Die Frauenbewegung 1989/90 – war das für Sie rückblickend eine Episode oder hat diese Zeit Sie und Ihre Umgebung verändert?

Ich bin froh, dass ich Teil dieser Bewegung war! Natürlich ist die urdemokratische, pazifistische und emanzipatorische Vision der vielen Frauengruppen in der DDR und auch noch Anfang der 90er weitgehend Episode geblieben, hat sich gesamtgesellschaftlich nicht durchsetzen können. Aber die Bewegung ist genau deswegen ja nicht zu Ende! Im Gegenteil, sie ist höchst aktuell!

Wofür treten Sie heute ein?

Ich habe erkannt, dass ich nicht nur für Frauenrechte kämpfen muss. Antidiskriminierungsarbeit ist umfassender. Es geht nicht nur um Gender, um Antirassismus. Es geht auch um Klassismus. Ja, ist ein komisches Wort, es ist so zu verstehen, wie Sexismus oder Rassismus. Es geht um das westliche Kastensystem – hier sind die Armen, die bleiben es. Und da sind die Reichen, die bleiben es erst recht und bleiben unter sich.

In der DDR durften aus meiner Dorfschule die zwei Besten auf die Erweiterte Oberschule, und zwar ein Mädchen und ein Junge, aus der Arbeiterklasse und aus der Intelligenz. So bin ich, Mädchen und Arbeiterklasse, auf die EOS gekommen. Mit dieser Quotenregelung wollte die DDR die Gesellschaft gerechter machen.

Ich habe auch mal eineinhalb Jahre in Bremen gelebt und als Putzfrau überlebt. Das war mein Schnelldurchlauf in Klassenkampf. Klassismus heute hat die Aufgabe, alle in ihren Schranken zu halten. Informelle Zirkel herrschen, und informell werden auch Jobs verteilt. Die Klassenlinie wird immer wichtiger und aus welchem Stall du kommst. Und innerhalb der Klasse ist dann noch die Geschlechterfrage aktuell. Denn es ist natürlich ein gutes Ventil, wenn Unterprivilegierte auch jemanden unterdrücken können – ihre Frauen.

Du musst schon kämpfen: Christa Stieler

1939 in Rudolstadt-Schwarza geboren, Friseurin, Leiterin DFD-Beratungszentrum Rudolstadt von 1978 bis 1989, verheiratet, zwei Kinder, hat immer in Rudolstadt gelebt

Woran erinnern Sie sich spontan, wenn sie an die Zeit um 1989/90 denken?

1989/90, das muss ich ganz klar sagen, da bin ich nicht vorne dran gewesen und wollte Revolution. Der DFD war schon eine staatstragende Organisation, wo keine oppositionellen Gedanken ausgebrütet worden sind. Ich hatte auch persönlich keinen Kontakt zu oppositionellen Gruppen, auch nicht unter Frauen. Klar haben wir auch beim DFD gemerkt, dass sich da was zusammenbraut. Wir hatten ja den Kontakt zur Basis, wie man heute sagen würde, also zu ganz normalen Frauen im ganz normalen Leben. Mein Gefühl war damals schon eher Sorge und Verunsicherung. Wie wird es weitergehen? Mit dem Land? Mit dem DFD? Es war ja zeitig zu sehen, dass das Ganze nicht auf eine reformierte DDR zulief, sondern auf den Westen. Und da konnte ich mir an den Fingern abzählen, dass der DFD in seiner bisherigen Form nicht bleiben würde.

Seit wann haben Sie sich für Frauenrechte engagiert? Was war für Sie wichtig?

Wenn Sie mich so fragen, ich habe mir nie selbst gesagt: Jetzt engagiere ich mich für Frauenrechte. Darüber habe ich mir wirklich nie Gedanken gemacht. Und sagen wir mal, die Gedanken dazu waren uns in der DDR ja auch abgenommen, denn die Gleichberechtigung war verwirklicht, wie immer

gesagt wurde. Bis 1978 hatte ich als Friseurin gearbeitet. Dann ging das aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr. Über Allergien haben wir uns damals übrigens auch keine Gedanken gemacht. Ich musste also wechseln und ging zum DFD, denn ich wollte keine trockene Büroarbeit. Heute denke ich, dass mir der direkte Kontakt zu Menschen und ja, gerade zu Frauen, schon immer wichtig war. Nicht agitieren und instruieren, sondern was Konkretes machen, was den Frauen gefällt und ihnen nützt. Deshalb habe ich mir dann auch den DFD ausgesucht, die Frauenorganisation. Bis 1989 war ich Leiterin des DFD-Beratungszentrums in Rudolstadt. Das waren zwölf Jahre, die für mich gute Jahre waren, und ich hatte den Eindruck auch für die Frauen, für die wir gearbeitet haben.

In unserem Zentrum hatten wir Kurse und Zirkel für Schneiderinnen, Stricken, Kochen. Wir haben aber auch mit dem Gesundheitswesen zusammen gearbeitet, Vorträge von Ärzten organisiert und Kurse für junge Mütter angeboten. Dazu kamen Infoveranstaltungen für Mütter mit behinderten Kindern, Krabbelgruppen, Angebote für die Feriengestaltung, auch Beratung zu Rechtsfragen. Im Rückblick finde ich, dass wir mit dieser Arbeit geschafft haben, was wir von Anfang an wollten: dazu beitragen, die Lebensqualität für Frauen zu verbessern und ihnen Räume für sich selbst zu geben, sie zu unterstützen, ihre Kreativität zu fördern. Damals haben wir das einfach gemacht, ohne groß darüber nachzudenken, was es bedeutet. Klingt aber doch fast wie ein Frauenzentrum heute, oder? Und es war jede Menge zu tun, ich hatte das Gefühl, am richtigen Platz zu sein. Ich war gern mit Frauen zusammen, und es hat mir gefallen, sie mal vom Kochtopf weg zu holen. Ja, auch ein Kochkurs ist was anderes, als nur so zu Hause vor sich hin zu köcheln. Da gibt es Gemeinschaft, Spaß, und natürlich lernt man auch was, und wenn es eine schöne hellbraune Mehlschwitze ohne Klumpen ist. Und das allgemeine Gespräch, einfach Plaudern, ist angenehm und schafft Gemeinschaftsgefühl, Zugehörigkeit und

ja, auch so was wie Geborgenheit. Für die Frauen, die teilgenommen haben, aber auch für mich als Organisatorin. Das war damals so. Und ich bin froh, dass wir das heute wieder geschafft haben.

Wo haben Sie sich getroffen?

Tja, mit konspirativen Treffpunkten in Kirchenräumen oder Privatwohnungen kann ich nicht dienen. Denn ich habe ja in einer offiziellen Organisation gearbeitet mit gut ausgestatteten Räumen für unsere Arbeit, mitten im Stadtzentrum.

Warum wurde das Thema Frauenrechte für Sie in der politischen Wende so entscheidend?

Ich kam nicht aus einer Protestorganisation, im Gegenteil. Für die Frauen auf dem Land und in Kleinstädten war der DFD aber oft die einzige Möglichkeit, mal ungestört zusammenzukommen, was zu machen, wozu sie Lust hatten, und wenn es Handarbeiten waren. Und diese Möglichkeit haben sie auch genutzt. Als die Wende kam, dachte ich, wo gehen unsere Frauen jetzt hin? Können sie sich überhaupt weiter treffen? Und natürlich dachte ich auch an mich und meine Zukunft, sozusagen meine eigenen Frauenrechte.

Es war einfach viel Angst und Sorge in unseren Köpfen damals, denn viele Frauen, auch ich, haben ja gleich ihre Arbeit verloren. Und es gab, für viele notgedrungen, diese Bewegung zurück an den heimischen Herd, Hauptsache der Mann hat Arbeit. Eins, zwei, drei, war Gleichberechtigung nur noch Schall und Rauch, alles andere war wichtiger. Ich wollte gern das erhalten, was wir beim DFD hatten und für unpolitisch gehalten hatten – einfach Räume für Frauen.

Was haben Sie in der Frauengruppe diskutiert, wofür haben Sie sich besonders stark gemacht?

Die Frauengruppen, die Sie vielleicht im Sinn haben, die Teil der Opposition in der DDR waren, die kann ich Ihnen nicht bieten. Aber in der Zeit des Umbruchs haben wir uns schon

besonnen und zusammen gefunden, um unsere Angebote für Frauen aufrecht zu erhalten, wenn auch nicht im DFD, aber doch in einer Organisation, die sich für Frauen einsetzt. Das sollte nicht einfach verschwinden. Die Frage war, wie können wir das hinkriegen. Nützlich war da für uns der Kontakt zu westdeutschen Frauenvereinen wie dem Hausfrauenbund. Gut, klassische Hausfrauen waren die meisten von uns nicht, aber die Frauen aus dem Westen kannten sich aus mit Vereinsrecht, Struktur- und Organisationsfragen. Da konnten wir schon von ihnen lernen und profitieren, denn wir mussten ja nun den Verein, den Demokratischen Frauenbund e.V., selber managen, nicht nur Veranstaltungen auf die Beine stellen. Wir mussten die Möglichkeiten, die es natürlich gab, nutzen lernen, eigenverantwortlich, selbständig und nicht ohne Risiko handeln. Auf dem Präsentierteller hat dir keiner was serviert. Das war schon eine Herausforderung im Vergleich zu meiner früheren Arbeit, wo Existenzsicherung gar keine Frage war. Aber meine organisatorischen Erfahrungen aus der DFD-Arbeit, konnte ich schon nutzen.

Die DDR nahm für sich in Anspruch, dass die Gleichberechtigung zwischen Frau und Mann hergestellt ist. Wie sehen Sie das?

Wenn du gearbeitet hast als Frau, und das haben die meisten Frauen in der DDR gemacht, dann hast du dein eigenes Geld verdient. Die Kinder wurden während der Arbeitszeit in der Krippe und im Kindergarten betreut. Wolltest Du studieren, hast du es gemacht. Wolltest du dich in deinem Beruf qualifizieren, gab's das Frauensonderstudium. Unter diesen Bedingungen hast du einfach nicht groß gezweifelt: Stimmt das wirklich mit der Gleichberechtigung? Da hast du dich so gefühlt. Einerseits. Andererseits hast du schon an dir selber gemerkt, du gehst voll arbeiten wie dein Mann, aber komisch, die Hausarbeit und die Kinder hängen hauptsächlich an dir. Aber ich bin Jahrgang 1939, da ist man eben so

erzogen worden, da ging es in den Familien noch traditionell zu, da gab es auch keinen Widerspruch.

Oder die führenden Genossen in der DDR – tatsächlich fast alles Genossen, kaum eine Genossin ganz oben. Habe ich nicht hinterfragt. Das ist mir erst hinterher so richtig bewusst geworden. Es war eben mit der Gleichberechtigung, wenn man mal konkret den Alltag angeschaut hat, nicht so weit her. Nicht so weit, dass Männer mehr daheim getan hätten, als ein bisschen zu helfen, dann waren sie schon die Guten. Aber diese Selbstverständlichkeit, zu arbeiten und eigenes Geld zu verdienen, hat uns Frauen damals trotzdem ganz schön selbstbewusst gemacht und eben unabhängig, im Prinzip jedenfalls.

Was kam viel zu kurz?

Vielleicht, dass man gar nicht gemerkt hat, was zu kurz kam. Dass man so in den vorgegebenen Mustern gedacht hat, nicht groß auf die Idee kam, zu zweifeln oder sich zu fragen, ob es nicht auch andere Möglichkeiten gibt. Also andere haben das vielleicht gemacht, ich nicht.

Wie stehen Sie heute zum Feminismus? Ist das noch ein Thema für Sie?

Mit Feminismus kann ich nicht so viel anfangen. Ich bin keine Theoretikerin. Ich sehe die Dinge eher praktisch. Ja, wir haben die Gleichberechtigung im Grundgesetz, und das ist auch wichtig, denn sonst: Gute Nacht. Man muss ja bloß auf die Bezahlung von Frauen und Männern gucken, um zu sehen, das Gesetz sagt zwar das Grundsätzliche. Aber der Alltag der Arbeitswelt sagt immer noch etwas anderes. So gesehen, kann ich mich auf meine alten Tage noch mit dem Feminismus anfreunden. Ich würde mich auch jederzeit wieder für die Arbeit mit Frauen und für Frauen entscheiden.

Die Frauenbewegung 1989/90 – war das für Sie rückblickend eine Episode oder hat diese Zeit Sie und Ihre Umgebung verändert?

So richtig zur Frauenbewegung würde ich mich nicht zählen. Aber zu den bewegten Frauen schon. Was blieb mir, uns auch anderes übrig? Und natürlich hat die Zeit mich und das Drumherum verändert. Wir haben als Demokratischer Frauenbund e.V., also als eingetragener Verein, von vorne angefangen. Meine ehemalige Chefin hat mich gefragt: „Willst du wieder arbeiten?“ Das war ja nun klar, dass ich das wollte! Ich bekam beim Frauenbund eine ABM-Stelle bis 1991, dann wurde ich angestellt, bis ich 1997 in Rente gegangen bin. Erst mal war ich da ganz allein auf weiter Flur. Alles weg, die alten Räume, die alten Strukturen, auch die Referenten, die hatten alle mit sich zu tun, die mussten sich ja auch neu orientieren und ihre Existenz irgendwie sichern oder ganz neu anfangen. Wir standen also bei null: Kein Geld für die Miete, keine Sachkosten, erst mal alles improvisiert, mit Resten aus DFD-Beständen. Wir konnten auch nicht in der Stadtmitte bleiben, sondern sind in ein Plattenbaugebiet gezogen. Ein neuer Ort, aber wirklich mitten im Leben und mitten in den Problemen.

Dann habe ich gesehen, viele Familien hängen in der Luft, Vater oder Mutter oder schlimmstenfalls beide verloren die Arbeit, weil die Betriebe reihenweise dichtgemacht wurden. Und damit ging auch bei vielen die Sicherheit verloren, das Selbstbewusstsein ging oft den Bach runter. Es waren eben existenzielle Veränderungen, das hat viele echt ausgehebelt, also die Erwachsenen. Und die hatten Kinder, die haben die Verunsicherung und die Angst natürlich gespürt. Aber wer konnte darüber schon reden, wie sollte man das ganz und gar Kindern erklären, wenn man selber nicht genau wusste: Bin ich jetzt schuld? Hab ich alles falsch gemacht? Tauge ich überhaupt noch was in den neuen Verhältnissen? Das ging schon tief rein.

Also haben wir nach dem bescheidenen Anfang mit einem Handarbeitszirkel dann auch Angebote für Kinder und Jugendliche gemacht. Das war für die Kinder erst mal ein Bastelnachmittag, damit sie nicht nur rumgammeln in ihrer Freizeit, sondern einen Anlaufpunkt haben und was Sinnvolles machen können. Dann kam Lernhilfe, Hausaufgabenhilfe dazu, dafür haben wir auch Fördermittel bekommen. Entsprechend den Förderrichtlinien. Ja, das klingt bürokratisch, aber es war gut, dass diese Richtlinien schnell geschaffen wurden, die gaben ein bisschen Sicherheit in der allgemeinen Verunsicherung. Tja, das war schon rasant, was wir und der Frauenbund lernen mussten. Da waren die Kontakte zu den Frauenorganisationen im Westen sehr hilfreich, auch wenn wir nicht in allem einer Meinung waren. Wir mussten viel erklären von unserem Leben, dass wir nicht alle grau und geduckt gelebt haben. Dass Arbeitengehen für uns Frauen nicht nur eine Sache des Geldes war, nicht lästig, aber notwendig, sondern dass viele aus der Arbeit auch Sinn für ihr Leben gezogen haben, Kontakte, Freundschaften, sozusagen ein reiches soziales Leben, ganz ohne Computer.

Die Frauen aus dem Westen mussten uns auch viel erklären, die ganzen Vereinsachen eben, wie wir in diesen Dingen selbstbewusst auftreten und unser Anliegen öffentlich machen und dafür auch öffentliche Gelder bekommen können. Es war ungewohnt, aber nicht so schwer zu begreifen, dass soziale Anliegen jetzt eben vom Staat, vom Land, von der Stadt an Vereine quasi delegiert wurden und dafür auch Geld floss. Und dann gab es ja Gesetze und Förderrichtlinien, das konnte man lernen und nutzen. Und wir konnten sie nutzen, um unseren Freizeittreff auf solide Füße zu stellen. Natürlich reichen Richtlinien und Gesetze alleine nicht. Du musst schon kämpfen, bitten, betteln, zäh sein, ausdauernd, wenn sie dich verträsten, musst du eben immer wieder auf der Matte stehen. Das war schon interessant, was wir damals für sehr unterschiedliche Erfahrungen mit denen gemacht haben, die für uns oder auch gegen uns entscheiden konn-

ten. Aber es ist ja jetzt zu sehen, wir haben es immer wieder geschafft, die Stadt und den Kreis davon zu überzeugen, dass unsere Arbeit wertvoll ist und dass das Geld dafür nicht rausgeschmissen ist.

Wofür treten Sie heute ein?

Sagen wir mal so, ich werde bald 80 und kann, selbst, wenn ich es wollte, ganz bestimmt nicht die Welt umkrempeln. Aber wenn ich unseren Freizeittreff „Regenbogen“ heute sehe, auf welchen Stand wir uns hoch gearbeitet haben! Da bin ich schon stolz drauf. Und da hänge ich dran und komme jeden Dienstag ehrenamtlich hierher. Die ganze Woche ist hier Betrieb, alte Frauen, junge Frauen, Kurse, Gruppen, Freizeit eben. Ich hatte dafür, sozusagen im Ein-Frau-Betrieb, den Grundstein gelegt, und meine Nachfolgerinnen, die Lucie Warschau und die Elke Großkreuz, die haben das wunderbar weiter gemacht und ausgebaut. Es ist schon ein ganz schönes Gewusel hier, viel Publikum, es hat sich Stück für Stück ein neuer Stamm von Besucherinnen aufgebaut. Umso wichtiger und schöner ist es, dass bis heute zwischen den Hauptamtlichen, den Ein-Euro-Jobbern und den Ehrenamtlichen ein wirklich gutes Verhältnis herrscht. Wenn ich mir das so ansehe, denke ich, vielleicht wäre es ohne dich ganz anders gekommen. Dann bin ich froh, dass ich zu allem hier ein bisschen beigetragen habe. Ich würde es auch wieder tun!

In der Gruppe zueinander finden: Kerstin Rösel

1963 in Lübz geboren, Studium an der Hochschule „Franz Liszt“ in Weimar im Fach Waldhorn, 1989/90 Mitarbeiterin im UFV-geführten Frauenzentrum in Jena, arbeitet als freiberufliche Musikerin, Orchesterleiterin, Lehrerin, leitet ein Musikprojekt an einem Erfurter Gymnasium mit über 100 Schülerinnen und Schülern in vier verschiedenen Orchestern

Woran erinnern Sie sich spontan, wenn Sie an die Zeit von 1989/90 denken?

An Erschöpfung, an Beziehungskrisen – sehr privat, aber auch im Umfeld. Und dann an eine Aufbruchstimmung, an ein Hochgefühl. Ich kann mich noch sehr gut erinnern, wie ich mitbekommen habe, dass die Grenzen aufgegangen sind. Ich erinnere mich noch an die Stimmung in der Produktionshalle im Klavierwerk in Eisenberg, in dem ich damals gearbeitet habe. Ich hatte keinen Fernseher und habe an dem Abend, an dem die Botschaft verkündet wurde, niemand getroffen. Als ich am frühen Morgen des nächsten Tages zur Arbeit kam, in meine Schicht, habe ich gespürt, dass etwas anders war. Am liebsten wäre ich sofort weg. Stattdessen stand ich am Kontaktband und habe Klaviere reguliert.

Wann begann Ihr Interesse für Frauenthemen?

Es begann bereits als Kind durch die Ungleichbehandlung von Mann und Frau. Ich habe mich nicht als Mädchen gefühlt und deshalb war es besonders schlimm. Mein Vater sagte, dass Mädchen genau so gut Mathe können wie Jungen. Damit beabsichtigte er wohl, dass ich mich nicht minderwertig fühlen sollte. Aber er hat natürlich die Problemlage benannt.

Es hat bewirkt, dass ich sehr genau hingeschaut habe. Die Äußerung führte auch dazu, dass ich in Mathematik immer eine 1 hatte – aus Prinzip schon.

Sie haben mit anderen Frauen in der DDR eine Frauenzeitschrift gegründet?

„frau anders“. Die erste Ausgabe kam im Januar 1989 heraus. Der Anlass war, dass es bereits in mehreren Städten Lesbengruppen gab, die sich kaum austauschen konnten. Der Kontakt bestand vor allem in persönlichen Begegnungen durch Besuche. Der Titel ist teilweise Tarnung. Man konnte in der DDR nicht einfach eine Zeitung oder Zeitschrift gründen. „frau anders“ bezieht sich vor allem auf die politische Dimension, die beabsichtigt war.

Wie stark war die Lesbenbewegung in der DDR?

Ich bin 1986 dazu gekommen. Es war eine Handvoll Frauen in Jena. Als unsere ursprünglich kleine Lesbengruppe immer mehr anwuchs, organisierten wir 1987 ein Lesbentreffen mit über 100 Frauen, die aus der gesamten Republik anreisten. Untergebracht waren sie in den Wohnungen der Veranstalterinnen und bei uns zugetanen Menschen aus dem kirchlichen Umfeld. Ohne Telefon oder andere Kommunikationsmittel haben wir das zustande gebracht. Es war wunderbar. Durch dieses Treffen fand unsere Gruppe richtig zueinander.

Am Anfang haben wir uns unsere Lebenswege erzählt. Jede Frau bekam einen Samstag für ihre Geschichte, die protokollarisch aufgeschrieben wurde. Dabei haben wir gemerkt, dass wir nicht allein sind mit den Themen, die uns beschäftigen. Diese Geschichten haben wir uns wechselseitig vorgelesen. So konnte jede aus einer anderen Perspektive auf ihr Leben schauen, auf die Dinge, die sie bewegten. Es ging um Selbstwahrnehmung, um viel Leid, um Verhinderung, um das Aufbrechen von Tabus wie sexuelle Gewalt und letztlich auch um eine Befreiung. Das war nicht nur ernst, sondern auch urkomisch. Wir hatten viel Freude dabei und

waren glücklich, weil wir endlich aussprechen konnten, was uns ausmachte. Wir sind damit zu Kirchentagen und ähnlichen Veranstaltungen aufgetreten und haben gemerkt, dass es viele interessiert. Dafür haben wir die Texte anonymisiert. Aus dieser gemeinsamen Aktion ist dann die Idee mit der Zeitung „frau anders“ entstanden.

Unter welchen Bedingungen haben Sie die Zeitung „frau anders“ gestaltet und verbreitet?

1989, als die erste Ausgabe erschien, arbeitete ich noch im Klavierwerk. Ich bin um 5 Uhr morgens aufgestanden, danach zum Bus gelaufen, um nach Eisenberg zu fahren. Nach meiner Schicht bin ich nach Jena zurück und habe in den Nächten die Zeitung geschrieben. Wir waren mehrere Frauen, die Texte lieferten. Aus allen größeren Städten kamen Texte lesbischer Frauen: Portraits von Gruppen oder Themen, die neu waren, über die wir eine Diskussion anregen wollten. Wir waren immer am Rand der körperlichen und seelischen Erschöpfung. Die Zeitung war so gedacht, dass sie die Vernetzung der Gruppen unterstützen, aber auch interessierten Einzelfrauen eine Plattform bieten sollte.

Kopiert wurden 100 Exemplare auf einem Tischkopierer des Evangelischen Frauenwerkes in Weimar. So ein Gerät gab es nur ganz selten in der DDR. Üblich waren Wachsmatrizen oder ORMIG-Abzüge. Der Toner musste auf Besuchsreisen aus dem Westen geschmuggelt werden. Die Zeitung wurde aber auch auf der Schreibmaschine abgeschrieben und auf diese Weise vervielfältigt und weitergegeben. Unsere Kontaktadresse stand am schwarzen Brett der Jenaer Stadtkirche, das außen hing und jedem zugänglich war. Das wirkt aus heutiger Sicht vielleicht komisch. Aber es war eine Möglichkeit, dass Frauen mit uns in Kontakt treten konnten. Auf diese Weise haben wir zwei Westfrauen kennengelernt, die uns bei der Zeitungsarbeit mit Material unterstützt haben. Und das ging alles trotz Verbot. Heute ist das kaum noch vorstellbar.

UNABHÄNGIGER FRAUEN VERBAND



Wahlzeitung + Wahlzeitung + Wahlzeitung + Wahlzeitung

Unser Weimar braucht nicht nur Stadtväter

Politik wie sie war, ist und sein sollte - Fiktives Gespräch von Frau zu Frau

Haben Frauen nicht schon genug zu tun?

Frauen und Politik - das geht doch nicht zusammen! Sind Frauen nicht schon genug ausgelastet?

Sind Frauen nicht schon genug ausgelastet? Wissen Sie, wenn es um die Ausfüllung der Freizeit geht, sind wir Frauen ausgelastet. Es ist wie beim Tauschen: das Gefühl, nie genug Zeit für unsere Kinder zu haben, der Haushaltskreislauf, wenig Schlaf, manchmal maulende Männer... Politik machen kostet Kraft, Organisationsaufwand, Selbstüberwindung. Mut. Und dennoch engagieren sich mehr Frauen, z. B. im UFV. Es geht uns nicht um ein politisches Wirken als Selbstzweck. Politisches Engagement ist für uns ein notwendiges Mittel zum Zweck. Wir sind alle verunsichert. Wer vertritt die Interessen von Frauen, wenn sie es nicht selbst tun? Sie hatten bisher keinen leichten Stand und es wird künftig noch härter für sie."

Na, hätten Sie doch mitgemischt.

"Wie meinen Sie das? Schließlich konnten die Frauen bisher in der Politik mitmischen, wenn sie nur gewillt hätten..."

"Na ja, wie wurde bisher Politik gemacht? Es war so, daß demokratische Mitbestimmung an der Basis nicht gefragt waren. Wir hatten einen Zustand erreicht, in dem individuelles Engagement für inhaltliche Fragen an formalen politischen Strukturen ersticke. Politische Arbeit wurde degradiert zu Versammlungsroutinen und damit zum Selbstzweck. Für langweilige inhaltlichere Versammlungen hatten wir Frauen mit unserer Dreifachbelastung (Beruf, Haushalt, Kinder) weder Zeit noch Nerven.

So gehörte auch das „Politik-Machen“ zum männlichen Rollenspiel, das neben dem meist besser bezahlten Job noch die „Wichtigkeit“ und „Unabkömmlichkeit“ des Mannes unterstrich.

Denken wir auch daran, daß Frauen sich nicht gern vor vielen Menschen reden hören, wie mancher männliche Redner. Die wenigen Vorzeigefrauen in den Leitungs- und Entscheidungsgremien gefährdeten nicht die Dominanz der Männer. Wollten wir uns weiter von einigen mittelmaßigen Männern sagen



lassen, was unsere Interessen als Frauen sind? Ich denke nein." „Schön und gut, was mich an den „Unabhängigen Frauen“ stört, daß sie gegen Männer sind!"

Die Phrase von der Männerfeindlichkeit

"Das ist für mich eine von den gezeichneten Vorurteilen und inhaltslosen Phrasen. Die meisten Frauen leben in Familie, haben zu Hause, beruflich und in der Öffentlichkeit mit Männern zu tun. Wir Frauen leben jetzt und hier in der Stadt mit Männern, aber anders als Männer. Wir haben eigene Probleme und Interessen. Frauen suchen zunächst Frauen, um in diesem Kreis sich selbst zu finden und ihre Position zu bestimmen. Es ist so, daß über einen langen Zeitraum die Interessen der Frauen die zweite Geige spielten, ja Frauen mit Selbstbewußtsein schief angesehen wurden. Wir Frauen müssen

Frauen sind in Bewegung für alle

"Warum sollten sich Frauenbewegungen, wie der UFV, gegen Männer richten, nur weil sie von Frauen für Frauen getragen werden? Wenn es Frauen besser geht, profitieren auch die Kinder und Männer davon. So kommt die Frauenbewegung allen Menschen zugute.

Weimar braucht nicht nur Stadtväter, sondern auch Stadtmütter, die mit Gefühl und Verstand ihre Geschicke und die der Stadt in die Hand nehmen, die sich nicht an den Rand drängen lassen."

Sie haben sich im UFV engagiert. Was hat zur Gründung geführt?

Merkwürdig war, dass die Gründung des UFV ohne uns, ohne unsere Gruppe stattgefunden hat. Eigentlich waren die Frauengruppen, in denen ich mich vor der Wende bewegt habe, an allen Aktionen, die republikweit stattfanden, beteiligt. Plötzlich gab es den UFV. Plötzlich hatten Frauen ihn gegründet, die vorher nie in frauenrelevanten Fragen aufgetreten waren. Er war ein fremdes Gebilde. Es ging auch um Themen, die mich nicht betrafen. Beispielsweise § 218 und Prostitution. Ich bin gegen jede Art von solchem Umgang miteinander, Intimität zur Ware machen, finde ich unerträglich.

Noch zu Volkskammer-Zeiten war der UFV eine selbstständige, eigene Organisation. Aber dann wurde es notwendig, sich selbst zur Partei zu verändern, um politische Wirksamkeit zu erreichen oder in eine Partei einzugehen. Von einer Fremdbaustelle zur nächsten, fand ich. Das waren die Spielregeln der politischen Demokratie des Westens. Für uns hat das nicht mehr gepasst. Das Grundübel begann damit, dass wir nicht in den Strukturen weitermachen konnten, in denen wir uns vorher bewegt haben. Viele Kontakte hat es nicht mehr gegeben, weil jede Frau in ihrem Bundesland zu tun hatte. Vor 1989 beschäftigten wir uns mit Gesprächskultur, mit Gesprächsleitung und wie man das umsetzt, dass jede Frau etwas sagen möchte und kann. Wir haben uns auch mit patriarchaler Sprache und mit dem gesellschaftlichen und privaten Umfeld auseinander gesetzt, das wir in der bisherigen Form auszuhalten nicht mehr gewillt waren. Wir beschäftigten uns damit, zu verstehen. Es ging um eine Haltung, die mit mir zu tun hatte – selber denken und Einfluss nehmen, ohne dass es vorher abgenickt war. Das Wertvolle, das diese Begegnungen hatte, geriet nach Gründung des UFV völlig unter die Räder. Es gab nur noch Oberfläche.

Waren Sie im Verband aktiv?

Ich hatte damals eine Anstellung im neu gegründeten Frauenzentrum in Jena, das zum UFV gehörte. Ich habe in dieser Zeit nicht mehr agiert, sondern nur noch reagiert. Es sind so viele Dinge von außen gekommen. Ich habe mich auch mit den ganzen Rahmenbedingungen nicht ausgekannt. Vorher war ich ganz bei mir. Dann herrschte das Chaos, es war ziemlich aufgeregt, ein sinnloser Aktionismus und dauerhaftes Geschnatter. Damit meine ich auch mich. Wenn ich so etwas heute erleben würde, könnte ich anders reagieren.

Hatte der UFV eine Chance in der politischen Landschaft?

Aus heutiger Sicht nicht. Damals waren sehr viele Frauen dabei aus ganz unterschiedlichen Bereichen. Es hätte wahrscheinlich gar keine andere Form gegeben. Ich sehe es so: Gesellschaftliche Veränderungen gehen sehr langsam voran. Es muss sich etwas in Menschen verändern, wenn sie etwas verändern wollen. Es muss aber prinzipiell solche Organisationen geben als politische Vertretung. Der UFV hat mir die Erkenntnis gebracht, dass das nicht mein Weg ist. Die Zeit hat viel Kraft gekostet und mich verschlissen. Wenn ich heute an den UFV denke, ist das eine kurze Irritation. Der Verband stimmte nicht mit mir überein. Dagegen hatte die Gründung unserer Lesbenbewegung für mich eine große Bedeutung.

Können Sie noch an konkrete Aufgaben im UFV erinnern?

Wir haben Schaukästen bestückt. Es gab Wahlkämpfe und viele engagierte Frauen. Aber ich hatte andere Ziele. Deshalb sind mir konkrete Aufgaben wahrscheinlich nicht mehr so präsent.

Die DDR nahm für sich in Anspruch, dass die Gleichberechtigung zwischen Frau und Mann hergestellt ist. Wie sehen Sie das?

Es ist ein toller Anspruch und gut, dass es so formuliert wurde. Es ist aber zu sehr von Männern ausgegangen und

hat zu einer großen Mehrfachbelastung von Frauen geführt. Es war – wie so vieles – eine Überschrift. Ich glaube, dass vom Anspruch bis zur Veränderung viele Generationen damit zu tun haben. Aber es war wichtig, dass es den Anspruch gab. Da es nicht möglich war, in der DDR eine eigene Frauenorganisation zu gründen, haben wir darüber nachgedacht, den DFD zu unterwandern. Es gab viele Frauen, die aufgeschlossen waren. Aber das Problem bestand in der Organisationsform. Der DFD hatte seine Gruppen in den Wohngebieten. Das hat natürlich nicht funktioniert für uns. Selbst wenn es gegangen wäre, bleibt die Frage, ob sie uns mit unserer Art akzeptiert hätten. Man kann sich Gleichberechtigung noch so sehr auf die Fahnen schreiben, es braucht ewig lang, bis man verstanden hat, wie Diskriminierung sich äußert und was es in uns bewirkt. Das ist die Voraussetzung, um aktiv zu werden. Ausdruck des gewachsenen Selbstbewusstseins der Frauen in der DDR war die hohe Scheidungsrate. Noch heute ist dieses Selbstbewusstsein bei in der DDR sozialisierten Frauen zu spüren.

Ist die Frauenbewegung oder Feminismus für Sie heute noch ein Thema?

Mein Kopf ist diesbezüglich klar. Der Faden zu den Frauen, mit denen ich mich damals selbst gefunden habe, ist abgerissen. Es bleibt natürlich eine Sehnsucht nach dieser Art von Begegnung und Auseinandersetzung. Aber wir sind jetzt in einer anderen Realität. Wir können es nicht wiederholen. Die jüngeren Frauen, das habe ich jetzt schon ein paar Mal erfahren, leben in einer Welt, in der diese Fragen keine Bedeutung haben. Ich glaube, sie befinden sich im Irrtum.

Suche nach etwas wirklich Neuem: Gabriele Sondermann

1965 in Leinefelde geboren, Sozialarbeiterin, verheiratet, zwei Töchter, lebt in Heiligenstadt

Woran erinnern Sie sich spontan, wenn Sie an die Zeit um 1989/90 denken?

Ich war so begeistert, als ich das erste Flugblatt vom Neuen Forum gesehen habe. Ich war das erste Mal schwanger und bin mit noch nicht sichtbarem Bauch bei den Demos in Nordhausen mitgelaufen. Mitte August, als die Ungarn den Zaun durchgeschnitten haben, bis Mitte Oktober war ich voller Freude, geradezu glücklich und dachte immer: Ich werde miterleben, wie Menschen selbstbestimmt und gleichberechtigt die Gesellschaft verändern. „Wir sind das Volk!“ das hatte einen unglaublichen Klang für mich. Und es war ja auch so ein Zusammentreffen, diese Demos, ich dabei und schwanger – also da entstand quasi außen und innen, öffentlich und ganz privat etwas Neues.

Ich bin auch häufig zu den Montagsdemos nach Leipzig gefahren, habe frei genommen oder mich sogar krankschreiben lassen, weil ich unbedingt dabei sein wollte.

Dabei hatte ich schon ganz schön eigene Probleme, Schwierigkeiten in den damals vorhandenen Strukturen. Außerdem bin ich immer zwischen Nordhausen, Eichsfeld und Leipzig hin- und hergefahren. Mein Mann hatte einen Unfall gehabt und ging an Krücken, aber wir mussten nun entscheiden, wo wir leben wollten und eine Wohnung suchen.

Und dann kam auf den Demos auf einmal das Transparent „Wir sind ein Volk!“. Ich weiß noch, dass ich erschrocken war

und viele um mich herum auch. Vor und hinter „Wir sind ein Volk!“ war erstmal viel leerer Platz.

Wofür haben Sie sich entschieden?

Wir hatten uns dann doch für das Eichsfeld entschieden und zogen im Sommer 1990 nach Worbis. Ich hatte mir schon lange Zeit Gedanken gemacht über neue Strukturen für die Kinderbetreuung. Ich wollte nicht mit Kind arbeiten gehen und es jeden Morgen in der Krippe abgeben. In meinem damaligen Beruf als Schneiderin hätte ich auch zu Hause arbeiten können. Aber schließlich war ich mit dem Kind zu Hause, ich habe mir gesagt, jetzt bist du Mutter, jetzt musst du das auch sein. Und trotzdem wollte ich die traditionelle Frauenrolle nicht ausfüllen. Damit war ich nie zurechtgekommen. Schon als Kind hatte ich rebelliert gegen vieles, was eben so das klassische Mädchen ausmacht – brav sein, Röcke tragen, fleißig sein, zu Hause helfen usw.

Ich kam dann auf die Idee, wenn wir jetzt schon die Freiheit haben, können wir das als Chance nutzen, um neue Formen von Gemeinschaft zu entwickeln. Mein Mann und ich, wir haben uns dann verschiedene Kommunen und Wohngemeinschaften angeguckt. Aber ehrlich, nie habe ich da wirkliche Gleichberechtigung von Männern und Frauen gesehen.

1989/90 war also für mich einerseits eine glückliche Zeit: politischer Zusammenbruch von etwas, was wir nicht mehr ertragen wollten, privater Aufbruch mit Kind ins Familienleben. Und es war gleichzeitig auch eine Zeit neuer Unzufriedenheit, oder sagen wir, des Angetriebenseins von der Sehnsucht, von der Suche nach etwas wirklich Neuem. Auf diese Suche haben wir uns privat gemacht. Dass wir nicht alles gefunden haben, was wir suchten, das hatte sicher auch gesellschaftliche Ursachen.

Seit wann haben Sie sich für Frauenrechte engagiert? Was war für Sie wichtig?

Frauenrechte, die habe ich eigentlich schon als Kind vorgelebt bekommen, von meinen Eltern, die relativ gleichberechtigt zusammen gelebt haben, also für die Zeit und für das katholische Eichsfeld. Trotzdem durfte auch meine Mutter manches nicht oder wurde kritisiert, wenn sie es doch tat. Zum Beispiel wurde sie im Betrieb ausgezeichnet mit einer Reise nach Jaroslawl... und ist dann nicht gefahren, weil mein Vater das doch zu selbstständig fand. Wenn ich Schulfreundinnen besucht habe, habe ich gesehen: Mädchen durften nur bestimmte Dinge machen, im Haushalt, Jungs durften den Hof kehren. Und es war ein für allemal festgelegt: So war's immer, so wird's immer weiter gemacht! Und als ich das alles ringsherum so beobachtet habe, dachte ich: Es nützt den Männern mehr als den Frauen, wenn alles so bleibt wie es ist.

Und in der Schule, 7., 8. Klasse, als über die Berufe für uns gesprochen wurde, kamen für die Mädchen eben die Vorschläge: Krankenschwester, Kindergärtnerin. Das wurde uns angepriesen, und das hat mich angepiept. Meine Reaktion war Trotz dagegen! Gegen das, was immer so war und immer weiter so gemacht werden sollte. Im Grunde genommen, so sehe ich das heute, war es Trotz gegen Ungerechtigkeit, die ich damals schon empfunden habe, auch wenn ich selber zu Hause nicht so traditionell behandelt wurde wie viele meiner Schulkameradinnen. Für mich war schon immer wichtig: Ich will über mich selbst bestimmen! Ich will nicht, dass andere über mich bestimmen.

Wie war das nach 1990?

Nach 1990 fand ich eher moralische Grenzen als gesetzliche. Ich musste mein Kind nicht in eine Kindereinrichtung geben. Ich konnte überlegen, wo ich wohnen möchte. Ich konnte überall sagen, was ich denke, ohne Repressalien befürchten zu müssen.

Aber ich war immer noch auf der Suche, nach einem Ventil, um die neue Freiheit zu nutzen. Um selbstbestimmt leben zu können, ohne egoistisch zu sein – das war so mein eigener moralischer Anspruch. Ich habe damals nicht an Karriere gedacht, sondern an alternative Lebensformen. Mit meiner langjährigen Freundin Silke habe ich mich dann oft getroffen, und wir fanden: Worbis könnte ein Frauenzentrum gebrauchen! Naja, wir hatten einige Bücher gelesen, ich kann schon sagen: aufgesaugt, über Gleichberechtigung, Gesellschaftskritik, Ökologie. Wir wollten einen Ort für Frauen, für gegenseitigen Austausch über Politik, über Pädagogik, alternative Kinderbetreuung. Genau: Es sollte ein Platz sein, wo Frauen mit oder ohne Kinder sich begegnen und gemeinsam Ideen entwickeln können.

Da waren wir also: zwei junge Frauen, für Worbiser Verhältnisse sehr alternativ anzuschauen. Und wir dachten, gerade in diesem konservativen Eichsfeld ein Projekt wie ein Frauenzentrum zu verwirklichen, das kann doch dem Eichsfeld nur gut tun!

Im Spätherbst 1990 hatten wir die Gleichstellungsbeauftragte von Worbis für unsere Idee gewonnen. Aber es gab schon ein Frauenzentrum in der Nachbarschaft, in Leinefelde, da war uns eine Frauengruppe von der CDU zuvor gekommen. Deshalb konnten wir unsere Idee in Worbis nicht verwirklichen.

Ich bin dann nach Heiligenstadt gezogen. Seit April 1991 gab es dort die ko-ra-le e. V.¹⁹ Ich war dort erstmal „Kundin“, Besucherin. Ich habe guten Kontakt gefunden und konnte mich von den Ideen eines Frauenzentrums überzeugen und damit identifizieren. Am 15. Oktober 1992 habe ich bei der ko-ra-le angefangen.

19 ko-ra-le Kommen-rasten-leben – Frauenbildungs- und Begegnungsstätte Heiligenstadt

Wo haben Sie sich mit anderen Frauen getroffen?

In Worbis, bei uns zu Hause, am Küchentisch. Da hatten wir lange Diskussionen zu Gerechtigkeit, und wir waren nicht nur Frauen, es waren auch Männer dabei. Denn Gerechtigkeit ging ja nicht nur Frauen an und war auch sicher nicht allein von Frauen zu verwirklichen.

Warum wurde das Thema Frauenrechte für Sie in der politischen Wende so entscheidend?

Vorher hatte ich oft darüber nachgedacht, Vieles ungerecht gefunden, rebelliert, innerlich und auch äußerlich. Und mit der Wende war dann so Vieles möglich geworden. Die Gesellschaft bot den Raum dafür, weil die alten Begrenzungen weg waren. Und ich selbst war 24, also alt genug, nicht mehr nur zu träumen, sondern zu formulieren, welche Veränderungen ich wollte und wie ich sie verwirklichen wollte, ein neues pädagogisches Konzept zu entwerfen, einen Plan zu machen, wie die Gesellschaft von innen her besser und gerechter zu machen wäre.

Was haben Sie in der Frauengruppe diskutiert, wofür haben Sie sich besonders stark gemacht?

Unsere Diskussionen am Küchentisch in Worbis drehten sich natürlich um Selbstbestimmung! Um alternative Lebensgestaltung. Denn was wir niemals wollten, war der übliche Trott, der ja für viele Frauen auch nach der Wende einfach weiterging. Schule, Studium, Kinder, Wohnung, Trabi – alles vorbestimmt, nur die Automarke hatte sich geändert.

Ich war einfach neugierig darauf, was in den Köpfen von anderen Frauen vorging, was sie für Ideen hatten, ob wir uns geistig treffen konnten. Ja, Neugier und Suche nach Gleichgesinnten, mit denen ich auch praktisch was tun konnte, das war ein sehr starker Antrieb für mich. Das war ja auch das wirklich Aufregende: Du konntest Gedanken entwickeln und tatsächlich Wege suchen, um sie zu verwirklichen. Das

war auch eine Art Verpflichtung, denn sonst hätte ich mich ja selbst gar nicht ernst genommen.

Die DDR nahm für sich in Anspruch, dass die Gleichberechtigung zwischen Frau und Mann hergestellt ist. Wie sehen Sie das?

Hat nicht gestimmt. Das Eichsfeld war besonders gut geeignet, das eindeutig festzustellen, denn hier ging es immer konservativ zu. Der Pfarrer hatte immer mehr zu sagen als jeder Parteisekretär, und Frauen rauchten nicht in der Öffentlichkeit, wenn sie keinen Ärger wollten. Ehebruch gab es natürlich nicht (lacht). Es war eben eine komplett heile Welt, in der Männer ihren Platz hatten und Frauen einen anderen, und sie hatten durchaus nicht die gleichen Rechte, auf wie vielen Papieren das auch stehen mochte.

Was kam viel zu kurz?

Die allgemeine Diskussion – in der Zivilgesellschaft, wie wir heute sagen würden – die kam zu kurz. Es hieß in Heiligenstadt oft über unser Frauenzentrum: Lass da bloß deine Frau nicht hin, die kommt anders wieder raus, als sie reingegangen ist. Ja, das beruhte bestimmt auf Erfahrung, weil ein Ort, wo Frauen selbstbestimmt sein können, sie natürlich verändert. Aber den großen Umschwung gab es natürlich nicht sofort, denn die, die kamen, waren sowieso unserer Meinung, und die anderen blieben gleich weg.

Auch das Thema „sexuelle Orientierung“, „Homosexualität“ spielte so gut wie keine Rolle. Im Eichsfeld outete man sich nicht, wenn man lesbisch oder schwul war, das ist überhaupt erst seit sieben, acht Jahren möglich geworden.

Wir hatten gute Kontakte zu unseren Nachbarstädten im Westen, Duderstadt, Göttingen. Da gab es natürlich auch frauenbewegte Frauen, die schon länger Erfahrungen im Kampf um die Verwirklichung alternativer Konzepte hatten.

Eine Unterstützung der Menschen in der turbulenten Zeit nach Wende, in den ganz normalen Lebensbereichen – die

kam oft zu kurz. Wir haben dann zeitig mit der Beratung angefangen in unserer Frauenbildungs- und Begegnungsstätte. Denn in den Diskussionsrunden im Zentrum hat sich herausgestellt, dass es für viele Frauen Themen gab, die sie nicht in der großen Runde besprechen wollten. Da ging es um Sorgen wegen der Arbeit, um berufliche Neuorientierung, aber auch um Hilfe mit Formularen vom Sozialamt. Und dann waren da Probleme mit den Kindern, in der Familie überhaupt, weil der gesellschaftliche Umbruch natürlich auch in den privaten Bereich hinein reichte. Und es gab auch Gewalt in der Ehe, in der Familie, Trennungen. Viele Frauen haben damals schwierige Lebensphasen durchgemacht, wie ganze Familien natürlich, aber die Frauen habe ich beraten. Manche sind über zwei Jahre gekommen. Manche habe ich auch an TherapeutInnen vermittelt, weil sie professionelle psychologische Hilfe brauchten. Es war gut, dass es da unser Frauenzentrum gab.

Wie stehen Sie heute zum Feminismus? Ist das noch ein Thema für Sie?

Natürlich ist der Feminismus noch ein Thema für mich persönlich, aber auch für meine beiden Töchter, die jetzt 22 und 25 sind. Sie werden oft damit konfrontiert, dass sie nur auf ihr Aussehen reduziert werden. Ich bin froh, dass sie offenbar den gleichen Widerspruchsgeist in sich haben, wie ich ihn als Mädchen und junge Frau hatte und noch immer habe. Immer wieder müssen sie anderen mühsam klar machen, dass sie mehr sind als ihre äußere Hülle. Mein Gott, für die lange Zeit, die wir damit zu hatten, ist schon sehr wenig passiert an Umdenken. So kommt es mir jedenfalls vor. Und viele Frauen sind wieder hinter das zurückgegangen, was wir seit 1990 erreicht haben. Da könnte Frau manchmal schon zweifeln. Aber dann sehe ich meine Töchter und viele ihrer Altersgenossinnen, die von der gleichen Suche nach Gerechtigkeit angetrieben werden, wenn sie auch heute andere Mittel benutzen und andere Wege gehen als wir vor 25 Jah-

ren. Ich bin auch immer noch neugierig, was bei den feministischen Themen und Diskussionen neu dazu gekommen ist, was sich mit den alten Theorien deckt oder heute ganz anders gesehen wird.

Die Frauenbewegung 1989/90 – war das für Sie rückblickend eine Episode oder hat diese Zeit Sie und Ihre Umgebung verändert?

Nein, das war nicht nur eine Episode, oder eine Phase, von der man so sagt, das wächst sich wieder aus. Nein, das war wirklich ein Aufbruch, für die allgemeine Gesellschaft, aber genauso für mich, für meine Umgebung. Da war viel Suchen und Tasten, aber dann haben wir ja mit unserem Frauenzentrum in Heiligenstadt Nägel mit Köpfen gemacht. Und ich, ich wäre ohne diese Zeit nicht da, wo ich jetzt bin. Darüber bin ich wirklich froh. Und wenn ich so nachdenke über diese Selbstbestimmung, die ja immer mein Ziel war. Das habe ich wirklich geschafft.

Wofür treten Sie heute ein?

Immer noch für das Gleiche! Gerechtigkeit. Das ist ja wirklich etwas sehr Großes. Also gibt es auch keinen Grund zur Resignation. Selbst wenn noch nicht alles da ist, wo es sein soll. Meine Töchter haben eben auch noch was zu tun.

Politische Verantwortung übernehmen: Sybille Dörsing

1956 in Jena geboren, Feinmechanikerin bei Zeiss, Labormechanikerin bei der Akademie der Wissenschaften, Mitarbeiterin im Frauenzentrum, Studium der Sozialpädagogik, freiberufliche gerichtliche Betreuerin

Welche spontanen Erinnerungen haben Sie an die Zeit 1989/90?

Es war eine spannende Zeit. Die Ereignisse haben sich überstürzt, frau ist hinterher gerannt. Es gab viel Aufwand, viele Diskussionen und den Spagat mit den Kindern bei Abendveranstaltungen. Ich war alleinerziehend. Meine Kinder waren auch das eine oder andere Mal allein. Ich möchte diese Zeit nicht missen. Die Diskussionen wurden leidenschaftlich und emotional geführt. Toll, so etwas erlebt zu haben.

Wie haben Sie die Veränderungen wahrgenommen, die sich in Ihrer Frauengruppe vollzogen?

Ich war ab April 1990 im Jenaer Frauenzentrum angestellt. Da begann dieser basisdemokratische Prozess. Es gab keine Vorsitzende, keine Chefin. Aber Verantwortlichkeit war ein großes Thema. Es war ein gewaltiger Lernprozess, diese Situation auszuhalten und zu ertragen. Ich war Kandidatin für den UFV bei der ersten Bundestagswahl. Christina Schenk errang damals das einzige Mandat. Danach war ich enttäuscht, dass sich der Frauenverband als Partei zurückgezogen hat und in anderen politischen Organisationen aufging. Das spiegelte die Diskrepanz der unterschiedlichen Frauengruppen bzw. die unterschiedlichen Ansätze in der Frauen-

politik wider; Gleichheits- und Differenzansatz. Es war eine leidenschaftlich geprägte Zeit. Ich war hoch motiviert und hatte viele Ideale im Kopf.

Seit wann haben Sie sich für Frauenrechte engagiert?

Schon zu DDR-Zeiten. Wir hatten seit Anfang der 1980er-Jahre in Jena einen Gesprächskreis „Frauen im Gespräch“ unter dem Dach der Kirche in der August-Bebel-Straße, den es heute noch gibt. Einmal im Monat haben wir uns getroffen und über Arbeitsteilung, Familie und Umweltschutz, Genderperspektive in Schulbüchern, Literatur von Autorinnen u.v.m. geredet. Kommunikationsstrukturen spielten auch eine große Rolle. Wir haben u.a. über Harris „Ich bin o.k. – Du bist o.k.“ oder über Thomas Gordons „Familienkonferenz“ diskutiert. Ich war durch diese Gruppe sensibilisiert und angespitzt. Dann hat sich nach dem Mauerfall die „Fraueninitiative“ gegründet, und es bestand die Chance, etwas zu verändern. Zum festen Kreis der Gesprächsgruppe gehörten etwa 20 Frauen, die meisten ohne religiöse Ausrichtung. Bei manchen Themen waren es deutlich mehr. Bezüglich konstruktiver Kommunikationsstrukturen haben wir nach der Familienkonferenz nach Gordon sogar einen Kurs durchgeführt. Da wurde sehr kontrovers debattiert, denn viele Frauen fanden das Thema nicht so wichtig. Der Kurs fand eine Woche lang jeden Abend statt und war sehr intensiv. Es war erstaunlich, dass das durchgehalten wurde.

Warum wurde das Thema Frauen für Sie so entscheidend in der politischen Wende?

Ich war sensibilisiert. Dann kam dazu, dass ich alleinerziehend war. Da bleibt alles an Frau hängen. Die Benachteiligungsstrukturen konnte ich hautnah erleben. Ich bin mit der „Fraueninitiative“ in den UFV eingetreten.

Mit unserem Gesprächskreis hatten wir im Juni 1989 das letzte DDR-Frauentreffen unter dem Motto „Zwischen Aufbruch und Beharren“ in Jena veranstaltet. Das ging über ein

ganzes Wochenende, eine total schöne Sache. Genutzt haben wir das Niemöllerhaus in Altlobeda. 25 Jahre danach haben wir uns dort wieder getroffen (2014). Damals, 1989, kamen viele junge Frauen dazu. Es gab verschiedene Arbeitsgemeinschaften (AG): Gewalt gegen Frauen, sexueller Missbrauch, Benachteiligung in Familie und Arbeitswelt. In Vorbereitung auf dieses Frauentreffen hatten wir im Gesprächskreis monatelang Gesprächsleiterinnenschulungen durchgeführt, um uns das nötige Handwerkszeug anzueignen. Es waren bestimmt 150 Frauen, die am letzten DDR-Frauentreffen teilnahmen. Vor allem die Benachteiligung in der Arbeitswelt war ein ganz heißes Thema. Prinzipiell standen den Frauen in der DDR beruflich die Türen offen. Aber je höher sie auf der Karriereleiter aufstiegen, desto schwieriger wurde es. Das Treffen begann mit einer Party, am nächsten Tag wurde in den AGs diskutiert und am Sonntag war Plenum. Wir haben uns monatelang vorbereitet, haben beispielsweise lila Taschen genäht. Alle Dinge waren selbst gemacht, alle Materialien selbst geschrieben.

Was wurde im UFV diskutiert?

Ich bin schnell Mitfrau geworden, habe aber nicht in den Landesgremien mitgearbeitet, die in Weimar getagt haben. Zur ersten Bundestagswahl habe ich mich eingeklinkt. Uns ging es darum, dass sich auf der politischen Ebene eine Frauenorganisation als Partei in die Machtzentrale der Männer begibt. Die meisten Parteien, die damals angetreten sind, waren ja frisch gewaschene Blockparteien. Sich in die einzelnen politischen Bewegungen der Wende einzumischen, war nicht mein Weg. Viele Frauen sind dort frustriert wieder ausgetreten. Die Hoffnung, auf der politischen Ebene eigene Vorstellungen einzubringen, frauenspezifische Themen, das war mein Weg und der ging nur über den UFV. Ich habe zusammen mit Inis Janine Klinger kandidiert. Wir waren beispielsweise auf der Hauptpost in einem Saal zur Wahlveranstaltung für BürgerInnen der Stadtmitte, der krachend voll war. Aus dem

Alle Frauen sind stark!



 GEGEN SOZIALABBAU; FÜR VERBESSERUNG DER ARBEITSSIT, SICHERSTELLUNG DER GRUNDRECHTE + DEMOKRATIE
Unabhängiger Frauenverband

Wahlplakat UFV – Alle Frauen sind stark (Grafik: Anke Feuchtenberger)

Publikum kamen Fragen, die von allen Kandidaten beantwortet werden mussten. Es ging viel um Kommunalpolitik, aber auch um größere Themen. Alle konnten ausreden. Ein Versammlungsleiter führte die Veranstaltung, die sehr fair war.

Die DDR nahm für sich in Anspruch, dass Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau hergestellt ist. Wie sehen Sie das?

Das war natürlich nicht so. Zwar waren die meisten Frauen berufstätig, 95% waren in Arbeit. Aber in Führungspositionen gab es weniger Frauen. Und dann die Doppelbelastung. Es gab Kinderkrippen und Kindergärten, die viel abgenommen haben. Aber in der Ehe hörte die Gleichberechtigung sehr schnell auf. In der Schule waren die Mädchen besser, auch an der Universität waren es mehr Studentinnen. Aber Professorinnen gab es wenige. Die Einkommen waren unterschiedlich. Obwohl Frauen die gleiche Arbeit gemacht haben und die gleiche Verantwortung hatten, haben sie weniger verdient als die Männer. Häusliche Gewalt hat es natürlich auch gegeben, obwohl es nicht öffentlich war. Gleichberechtigung gehörte zum Sozialismus. Alles, was nicht dazu passte, wurde nicht kommuniziert.

Was kam Ihrer Meinung nach viel zu kurz in der DDR?

Die Möglichkeit, in irgendeiner Form gestalterisch einwirken zu können. Von Repression und Bevormundungen mal ganz abgesehen: Sobald wir uns öffentlich geäußert haben, gerieten wir ins Fadenkreuz. Jegliches Engagement fand im Privaten statt oder unter dem Dach der Kirche. Es gab Parallelwelten. Das fand ich nicht besonders gut.

Ist Feminismus für Sie heute noch ein Thema?

Feminismus ist für mich eine Weltanschauung. Ich verstehe mich nach wie vor als kritische Feministin. Ich denke nicht, dass Frauen a priori die besseren Menschen sind. Aber Frauen gehen anders an Dinge heran als Männer. Das hat keine biologischen Gründe. Es tut einer jeden Gesellschaft

gut, die Frauen an allem zu beteiligen. Sie stellen die Hälfte der Bevölkerung und gehören überall dazu. Ich empfinde Ausgrenzung als Diskriminierung zum Schaden der Gesellschaft. Es ist nicht nur für die Frauen schlimm, sondern auch für alle. Frauen müssen immer mehr machen, besser sein, wenn sie mitmischen wollen. Frau braucht immer die besseren Argumente. Auch bei den öffentlichen Stellen, bei denen Gleichberechtigung vorgeschrieben ist, wird es immer unterwandert. Frau muss dafür ordentlich viel tun. Sie hat wesentlich mehr Aufwand und oft auch mangelndes Selbstbewusstsein. Erziehung ist dabei auch ein wichtiges Thema, hier besteht Handlungsbedarf. In der Öffentlichkeit werden frauenspezifische Themen gar nicht mehr wahrgenommen. Sämtliche Parteien haben sich auf die Quote geeinigt, die die Probleme aber nicht löst. Es sind viele Erkenntnisse angekommen, aber noch lange nicht genug. Ich finde, dass es toll ist, dass es eine Bundeskanzlerin gibt.

Die Frauenbewegung 1989/90 – war das für Sie eine Episode oder hat diese Zeit bleibende Spuren hinterlassen?

Für mich war es eine prägende Zeit. Ganz pragmatisch habe ich meinen festen Job verlassen und bin in die Projektarbeit gegangen. Ich bin mit ganz anderen Menschen, mit ganz anderen Themen zusammen gekommen. Das hat Veränderung initiiert. Ich hätte nicht Sozialpädagogik studiert und hätte nicht den Job gewählt, den ich seit 15 Jahren mache.

Wofür treten Sie heute ein?

Ich trete weiter für Gleichberechtigung ein, im Sinne von Chancengleichheit. Ich möchte auch, dass Frauen wieder mehr mitmischen. Es wird Frauen nicht leicht gemacht. Wenn Frauen mit einem gesunden Selbstbewusstsein aufwachsen, sollten sie danach ihre Chancen ergreifen. Frauen nehmen sich heute zu schnell zurück. Es gibt sogar Tendenzen, sich wieder auf traditionelle Frauenrollen zu besinnen. Das ist echt schlimm. Die Flüchtlingssituation ist diesbezüglich auch

eine vielschichtige Problematik. Die ankommenden Frauen haben es schwerer. Der Fundamentalismus in jeder Richtung ängstigt mich. Es wiederholen sich Dinge, wie der allgemeine Rechtsruck. Da hatten wir schon bessere Zeiten. Die globale Entwicklung Richtung Fundamentalismus macht mich fassungslos. Und das hat auch damit zu tun, dass wir meilenweit von der paritätischen Beteiligung von Frau und Mann entfernt sind. Frauen haben freiwillig Terrains geräumt, Männer bestimmen weiter die Geschicke der Menschheit. Starke Frauen verursachen immer wieder Ängste bei Männern. Aber dafür habe ich schon lange keine Lösung mehr.

Immer wieder Gesicht zeigen: Birgit Adamek

1958 in Spremberg geboren, Lehrerin, seit 1993 Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Erfurt, verheiratet, zwei Töchter, lebt in Erfurt

Woran erinnern Sie sich spontan, wenn sie an die Zeit um 1989/90 denken?

Am 8. März 1990 war ich zum Vorstellungsgespräch im Erfurter Frauenzentrum in der Espachstraße. Ich hatte gerade ein Zusatzstudium in Potsdam abgeschlossen und damit die Befähigung erworben, Schuldirektorin zu werden. Aber seit Herbst 1989 hatten ja auch die Letzten gemerkt, was in der Luft lag. Ich war damals im DFD aktiv, habe sogar für die letzten Volkskammerwahlen der DDR kandidiert, hatte mich auch öffentlich vorgestellt. Aber dann war der DFD in Auflösung begriffen. Nach dem nicht geglückten Einzug in die letzte Volkskammer lösten sich auch meine Pläne auf. Und so saß ich eines Abends mit einer Freundin zum ersten Mal einer Pfeife rauchenden Frau in einem frisch gegründeten Frauenzentrum gegenüber, meldete mich freiwillig zum Malern und brachte meine große Leiter mit. Zwei Wochen später, zum Frauentag 1990, stellte ich mich in eben diesem Frauenzentrum vor, um den anwesenden Frauen klarzumachen, dass ich für ihre Presse- und Öffentlichkeitsarbeit geeignet war, weil ich das als Aufklärungsarbeit zum Thema Frauenpolitik und damit als dringend notwendig ansah. Das ist mir auch gelungen und sie haben mich genommen. Aber die Begegnung selbst war schon seltsam für mich. Ich dachte, was machst du hier, was gibst du dafür auf, alle deine Dienstjahre als Lehrerin. Leicht war es nicht, in der neuen Umgebung anzu-

kommen. Ich war seit 1979 verheiratet, immer mit demselben Mann, ich hatte zwei Kinder, ich war für die munteren Frauen im FZ „die Mutti“, die „Normalo“. War ich ja auch und sah in dem Punkt auch keine Notwendigkeit zur Änderung.

Seit wann haben Sie sich für Frauenrechte engagiert? Was war für Sie wichtig?

Frauenrechte und Gerechtigkeit habe ich immer zusammen gesehen. Als ich in der Schule in Gispersleben bei Erfurt Deutsch und Geschichte unterrichtete, habe ich natürlich auch Ungerechtigkeiten wahrgenommen, aber noch nicht mit dem Blick auf Frauendiskriminierung. Ich habe mich auch vor Jungs geworfen, wenn die gehänselt und schikaniert wurden, weil sie anders angezogen waren und vielleicht auch anders gerochen haben als der Rest der Klasse. Mit der Frauenproblematik bin ich über den DFD konfrontiert worden. Ich saß 1983 mit meiner zweiten Tochter im Babyjahr zu Hause am Erfurter Herrenberg, Neubauviertel, alles noch öde, weit von der Stadt. Ich grämte mich ein bisschen und kam mir abgeschnitten vom Leben vor, tagsüber, ganz allein. Dann klingelten zwei Frauen vom DFD. Damals waren es ja noch nicht die Zeugen Jehovas, die mit dir über Gott sprechen wollten (lacht), du konntest also ruhig aufmachen. Das tat ich, und damit hatte ich eine Frauengruppe. Die hat mich dann auch später für die Volkskammerkandidatur vorgeschlagen, weil ich so gut reden konnte (lacht). Ja, kann ich. Wir haben uns damals um kinderreiche Familien gekümmert, Wohnungsprobleme. Häusliche Gewalt war ja in der DDR kein offizielles Thema, das wurde schön unter der Decke gehalten, wie viele andere Konfliktthemen auch. Tja, so löst man Konflikte eben nicht.

Eine der ersten Aktionen im Frauenzentrum war, dass wir eine Drei-Raum-Wohnung für den Schutz von Frauen und ihren Kindern besorgt und eingerichtet haben.

Wo haben Sie sich getroffen?

Man sollte es nicht glauben: beim DFD, aber wir haben uns abwechselnd in Wohnungen getroffen, genau wie die oppositionellen Gruppen.

Warum wurde das Thema Frauenrechte für Sie in der politischen Wende so entscheidend?

Weil ich mir treu geblieben bin und weiter tun wollte, was ich immer getan hatte: Mich für andere stark machen, für die sprechen, die zu leise Stimmen haben, aber deren Schicksale und Probleme ich kenne, Leute an einen Tisch bringen, um ein Anliegen voranzubringen.

Was haben Sie in der Frauengruppe diskutiert, wofür haben Sie sich besonders stark gemacht?

Der DFD lag wie gesagt in den letzten Zügen. Ich habe dann mit anderen Ehemaligen einen gemeinnützigen Verein gegründet, auch, um die Frauen aufzufangen. Und ich habe die erste Infobörse für Frauen organisiert, wo sie erfahren konnten, wer ihnen bei welchem Anliegen helfen könnte. Außerdem war damals der Thüringer Arbeitslosenverband sehr stark, sehr aktiv, mit sehr klugen Frauen an der Spitze, die sich schnell in den neuen Gesetzen und Bestimmungen sachkundig gemacht hatten und mit denen ich eng zusammengearbeitet habe. Es ging natürlich auch um die Änderung des liberalen Abtreibungsrechts der DDR und damit um das Selbstbestimmungsrecht der Frauen, das durch den Paragraph 218 einen Rückschlag hinnehmen musste. Es ging um Schulspesung. Und wir haben schon 1990 zum Thema Frauen und Sucht gearbeitet. Das Frauenzentrum in der Espachstraße war nicht nur ein gut besuchter Treffpunkt für Frauen, hier konnten sich auch Projekte einmieten, die im weitesten Sinne mit Frauen zu tun hatten, wie die Suchthilfe, der Kinderschutzdienst, aber auch der Katholische Frauenbund. Und natürlich ging es sofort auch um häusliche Gewalt und den Schutz der Opfer.

Die DDR nahm für sich in Anspruch, dass die Gleichberechtigung zwischen Frau und Mann hergestellt ist. Wie sehen Sie das?

Man konnte das – wie heute auch noch – an Zahlen überprüfen. In der DDR gab es Leichtlohngruppen. Wer arbeitete in diesen Bereichen, bekam also weniger Geld? Vorwiegend Frauen. Die meisten Frauen waren berufstätig und hatten damit ihr eigenes Einkommen. Wenn sie Familie und Kinder hatten, kam aber nach der Schicht die nächste Schicht, und zwar ohne Bezahlung: Kindererziehung, Versorgung der Familie, Putzen, Kochen etc. Und man konnte nachzählen: Wie viele Frauen waren in den unteren Ebenen, in der Mitte, in der Führung? Je weiter nach oben, desto dünner wurde der Frauenanteil. Das sahen die Frauen in der DDR natürlich auch, aber sie opponierten nicht.

Was kam viel zu kurz?

Zu kurz kam für mich die Dokumentation dieser Zeit Anfang der 90er, die schönste Zeit, die ich hatte. Die hätte ich gerne festgehalten. Ich habe damals Menschen getroffen, denen ich sonst nie begegnet wäre – siehe pfeiferauchende Frauen, aber auch andere. Das war ein sehr kostbares Miteinander, eine große Solidarität, die noch bis Ende der 90er getragen hat. Auch in der Verwaltung war das so, was man nicht gleich denken würde. Es gab damals viele Seiteneinsteiger wie mich. Es gab sehr, sehr viel zu tun und nicht so viel Zeit für Formulare. Vieles lief direkter, unkonventioneller als heute. Es war eine besondere Zeit, weil man sich begeistert, mit ganzer Kraft eingebracht hat. Später, mit der Verwaltungsreform, gab es den Auswuchs an Dienstanweisungen. Und als dann die Posten besetzt wurden, stellte sich Ernüchterung ein. Während wir Frauen aus dem Osten uns noch fragten, ob wir wirklich, wirklich gut genug sind, setzten sich die Jungs der dritten Garde aus NRW und Baden-Württemberg in den Sattel und blieben da.

Wie stehen Sie heute zum Feminismus? Ist das noch ein Thema für Sie?

Ich kann nur sagen: mehr denn je! Ich musste mich für die Gleichstellungsarbeit immer rechtfertigen, auch als ich längst Gleichstellungsbeauftragte war. Man möchte ja auch gemocht sein. Also mache ich auch mal was, womit ich in der Verwaltung Freudenströme auslöse, z.B. eine schöne Frauentagsfeier, wo aber nicht nur Getränke fließen, sondern wo ich auch Argumente einfließen lasse. Denn Feminismus ist keineswegs selbstverständlich, auch nicht unter Frauen. Klar, nach dem Gesetz sind Männer und Frauen gleichberechtigt, aber das ist vor allem viel Papier. Die jungen Frauen glauben das immer nicht. Sie meinen, sie können alles erreichen. Aber spätestens, wenn sie wirklich etwas erreichen wollen, spüren sie die gläserne Decke. Oder wenn sie Kinder bekommen und es dann im Beruf nicht mehr reibungslos läuft. Wir haben nach wie vor eine strukturelle Benachteiligung und Diskriminierung von Frauen. Wir können uns natürlich mit dem IS vergleichen und auf die Schulter klopfen. Aber das ist Augenwischerei.

Die Frauenbewegung 1989/90 – war das für Sie rückblickend eine Episode oder hat diese Zeit Sie und Ihre Umgebung verändert?

Das wirkt bis heute! Ich habe Frauen kennengelernt, die ich heute noch brauche, und die mich auch brauchen. Einige habe ich auch wieder verloren. Aber viele habe ich mit der Zeit kennen und schätzen gelernt, auf die ist heute noch Verlass. Und ich muss sagen, Widerspruch und Konkurrenz, die es durchaus nicht zu knapp auch unter Frauen gibt, auch das hat mich vorwärts getrieben.

Wofür treten Sie heute ein?

Frauensolidarität ist mein Thema geblieben. Auch unter meinen Kolleginnen, den Gleichstellungsbeauftragten, von denen ich fast die einzige bin, die überhaupt eine Mitarbeite-

rin hat. Für mich ist wichtig: Wir Gleichstellungsbeauftragte müssen stark sein. Nur so können wir die Frauenzentren erhalten, als Orte für Frauen und als Zentren für Information und Aufklärung. Denn an der Gewalt gegen Frauen hat sich kaum etwas geändert. Und Begegnung und Zusammenhalt sind genauso wichtig. So können wir auch immer wieder bei Straßenaktionen Gesicht zeigen, ob das Equal Pay Day ist oder der Internationale Tag gegen Gewalt an Frauen.

Für die eigenen Ziele kämpfen: Renate Gelmroth

1952 in Arnstadt geboren, Besuch der höheren Handelsschule, Handelsbereichsleiterin, Bürgermeisterin, Kandidatin des UFV bei der ersten Kommunalwahl in Thüringen 1990, Verwaltungsfachwirtin, verheiratet, zwei Söhne

Waren Sie bereits vor 1989/90 politisch aktiv?

Ich habe immer Sachen gemacht, die keiner machen wollte. Die Herausforderung hat mich gereizt. In Tiefengruben war ich sehr zeitig Mitglied der Gemeindevertretung, bereits mit Anfang 20 und ich war in der Partei (SED). Ab dem 1. März 1988 habe ich als Bürgermeisterin gearbeitet.

Woran erinnern Sie sich spontan, wenn sie an die Wendezeit denken?

Mein Mann wurde in den letzten Monaten des Jahres 1989 noch zur Reserve in die Armee eingezogen (NVA). Wenn ich mich recht erinnere, kam er im Dezember wieder. Ich hatte Angst davor, was uns bevor steht. Dafür gab es ernsthafte Gründe. Ich hatte Befürchtungen, dass Arbeitslosigkeit kommt. Den Jubel habe ich verhalten geteilt, aus Sorge, was dann passiert. Es war natürlich so, dass es viele Menschen gab, die vorverurteilt wurden, nur weil sie in der SED waren. Ohne zu fragen und zu wissen, was eigentlich los war, wurden alle SED-Mitglieder unter Generalverdacht gestellt. Ich habe bis heute meine Stasiakte nicht eingesehen, weil ich Angst habe auf Namen zu stoßen, die ich kenne. Ich möchte vorwärts schauen und nicht zurück.

Seit wann haben sie sich für Frauenrechte engagiert? Was war für Sie wichtig?

Wichtig war mir, dass Frauen wirklich die gleichen Rechte haben wie die Männer, ihr Leben selbst gestalten können. Es ging mir auch darum, dass sich mein Mann genauso um die Kinder kümmert und zu Hause bleibt, wenn es notwendig ist. Ich sage es mal so: Was heute wieder mühsam von der Familienministerin erkämpft wird, hat es schon mal gegeben. Dazu zähle ich die Teilung der Aufgaben, beispielsweise dass Frauen die Möglichkeit haben, in leitende Funktionen zu gehen. Ich befürworte Ganztagschulen und Kindertagesstätten mit Ganztagsangeboten. Dieses System war zu DDR-Zeiten besser. Lehrerinnen und Lehrer waren für die Kinder immer da, auch bei den Hausaufgaben. Heute sind viele nur wenige Stunden in der Schule ansprechbar. Dann fand ich die Arbeitsgemeinschaften (AG) gut. Die Kinder konnten ausprobieren, was ihnen gefällt. Teilweise haben Lehrerinnen und Lehrer diese AGs geleitet. Der Kontakt intensivierte sich dadurch. Es war eigentlich genau das, was ich für meine Kinder immer gewünscht habe und dadurch hatte ich den Rücken frei.

Also, ich wüsste jetzt nicht, was mir als Frau gefehlt hat. Ich hatte eine Leitungsfunktion und keine Probleme, weil ich eine Frau bin. Im Gegenteil, ich habe mich in keiner Weise diskriminiert gefühlt.

Wo haben Sie sich mit anderen Frauen getroffen?

Ich erinnere mich nicht so genau. Der DFD hatte für mich keine wesentliche Bedeutung. Ich habe dort nichts Spektakuläres erlebt oder politisch Berge verrückt. Es ging mehr darum, sich für Frauen einzusetzen, die körperlich schwer arbeiteten und die Erleichterung brauchten. Auf dem Land waren das wichtige Themen. Die Arbeit auf den Gehöften, in einer Bauernwirtschaft war schwer. Als bei uns eine Halle für Viehhaltung gebaut wurde, in der Technik eingesetzt werden konnte, bedeutete das vor allem eine große Erleichterung für

die Frauen. Es ging um bessere Arbeitsbedingungen und um körperliche Gesundheit. Das waren die Themen.

Warum haben Sie sich 1989/90 für den UFV entschieden? Was war dafür ausschlaggebend?

Dazu muss ich weiter ausholen. Es ging um meine Kandidatur bei der Wahl. Ich war seit 1988 Bürgermeisterin in Tiefengruben. Im Sommer dieses Jahres veranstaltete der Bezirk ein Einwohnerforum. Bereits am Vormittag kam eine Delegation, um die LPG und andere Orte zu besuchen. Der Bericht, den ich im Vorfeld schreiben musste und der dort übergeben wurde, stieß auf so heftige Kritik bei der Bezirksleitung, dass ich weinend nach Hause ging. Doch während der Versammlung am Abend meldeten sich viele Einwohner mit kritischen Fragen zu Wort. So etwas sollte es ja nicht geben. Auf einem Einwohnerforum des Kreises ein Jahr danach war die Unzufriedenheit deutlich gewachsen. Es wurde offen über die Situation in Ungarn geredet und darüber, dass viele Menschen weg wollten. Im Protokoll kam das nicht vor. Es gab aber einen Kreisvertreter, der danach die Kreisleitung (der SED) informierte. Wenn nicht die Wende gekommen wäre, hätte ich dieses Ereignis politisch nicht überlebt. Im Herbst bin ich dann zum UFV. Eigentlich wollte ich nicht kandidieren. Doch nach einer Diskussion in der Gemeinde wollten viele, dass ich weitermache. Der UFV passte am besten zu mir.

Welche Themen wurden in der Frauengruppe diskutiert, wofür haben Sie sich stark gemacht?

An Diskussionen kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Der UFV war mein Anlaufpunkt und ganz wichtig in einer bestimmten Zeit. Die Frauen haben mir zugehört und haben mich dadurch unterstützt. Es war schlimm, dass es damals gegen die Kindereinrichtungen ging. Das war ein absolutes Politikum. Die Männer haben vorgeschrieben, dass Kinder zu Hause betreut werden sollen. Ich hatte das Gefühl, dass wir uns rückwärts bewegen und erkämpfte Standards wie-

der weggenommen werden. Diskutiert wurde beispielsweise, dass unsere Kinder Schäden durch die Kinderkrippen und Kindergärten genommen hätten. Ich war nie eine Mitläuferin. Wenn ich mich irgendwo engagiert habe, dann wollte ich auch richtig mitmachen. Ich denke, es wäre in der DDR an vielen Stellen besser gewesen, über alles offen zu reden. Dann wäre vieles, was es an ungunstigen Entwicklungen danach gab, nicht passiert. In der Wende gab es so viel Neues und man musste sich zurecht finden. Und es gab extreme Polarisierungen: Alles, was vom Westen kam, war gut. Alles, was vom Osten kam, taugte nichts. Der UFV war ein reines Ostprodukt und das gefiel mir.

Wie haben Sie das erlebt, diese Diskriminierung als Ostfrau?

1989 hat eine Diplomandin von der Weimarer Hochschule für Architektur und Bauwesen in Tiefengruben untersucht, wie man in einer denkmalgeschützten Gemeinde lebt. Wir hatten als Dorf seit 1976 diesen Status. Auch über den Ortszugang – mit der schon beschriebenen großen Halle, die nicht sonderlich schön ist – existierte bereits eine Studie. Das Büro, von dem sie stammte, wurde von einer Frau geleitet. Wir hatten uns bereits vertraglich verbunden. Da sollten wir vom Land aus in ein Pilotprojekt zur Dorferneuerung mit drei anderen Gemeinden einsteigen. Die Bedingungen wurden uns diktiert. Unserem Büro unterstellte der zuständige Bearbeiter fachliche Inkompetenz. Stattdessen war ein Architekturbüro aus dem Westen vorgesehen. Als ich mich weigerte, meinem Büro zu kündigen, ist das gesamte Projekt geplatzt und alle waren sauer auf mich. Das war richtige Diskriminierung. Ich blieb hartnäckig und habe schließlich durchgesetzt, dass wir trotz unserer Kleinheit in das Städtebauförderprogramm, das in einem anderen Ministerium angesiedelt war, gekommen sind. Das von einer Frau geleitete Büro Helk wurde unser Partner für die Umgestaltung des gesamten Ortes. Es war eine spannende Zeit, die viel Überzeugungsarbeit erforderte.

Die DDR nahm für sich in Anspruch, dass die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau hergestellt ist. Wie sehen Sie das?

Für mich kann ich dazu „ja“ sagen. Aber ich denke, dass noch einiges hätte aufgearbeitet werden müssen. Beispielsweise die Bezahlung. Ich weiß nicht, ob da überall Gerechtigkeit herrschte. Es hatte sich vieles eingeschlichen. Akademikerinnen hatten es schwer, auf Frauen finanziell aufzuschließen, die bereits mit 16 einen Beruf gelernt und danach gleich gearbeitet haben. Es gab eine Menge Lebensbereiche, in denen Reformen anstanden, die nicht realisiert wurden. Es herrschte die Devise: Wenn es so ist, bleibt es so. Es war festgefahren, auch wenn es immer mal den Ansatz zum Umdenken gab.

Was kam viel zu kurz?

In der Regel mussten die Frauen doch alles stemmen. Die DDR hat nicht unbedingt dafür gesorgt, dass in den Köpfen Gleichberechtigung herrschte. Ich persönlich war gleichberechtigt und die Voraussetzungen waren staatlich auch gegeben. Aber durchsetzen musste sich jede Frau selbst.

Wie stehen Sie heute dazu? Ist das noch ein Thema für Sie?

Ich würde mir wünschen, dass schon in der Schule, in Ethik, die Kinder herangeführt werden, dass Frau und Mann gleichberechtigt sind. Damit das tief in jedem Menschen verankert ist, die gleichen Rechte, zusammen aufwachsen, damit Gleichberechtigung ganz selbstverständlich über Generationen weitergegeben wird. Ich finde dabei gut, dass Kindertagesstätten wieder länger geöffnet haben, damit Frauen ganz selbstverständlich ihrem Beruf nachgehen können. Ich bin nicht sicher, ob Frauen wirklich die besseren Chefs sind. Darum geht es auch nicht. Aber sie brauchen Voraussetzungen, die ihnen so eine Funktion möglich machen.

Die Frauenbewegung 1989/90 – war das für die rückblickend eine Episode oder hat das das Bewusstsein von Frauen verändert?

Ich denke, es war mehr als eine Episode. Es war wichtig, dass sich die Frauen eingemischt und ihre Stimme erhoben haben. Gekämpft habe ich immer. Aber ich habe einige Veränderungen als Ungerechtigkeit bewusster wahrgenommen.

Wofür treten Sie heute ein?

Es ist leider immer noch so, dass Männer eher anerkannt werden. Frauen müssen oft das Doppelte leisten, um diese Anerkennung zu bekommen. Ich trete immer noch für Gleichberechtigung ein. Auch in der Familie. Ein Ergebnis ist, dass meine Söhne mit ihren Frauen alle Arbeiten teilen. Ich bin nicht sicher, ob Quoten die richtige Lösung für Gleichberechtigung sind. Wichtig ist das Vorleben. Verhaltensmuster werden zeitig in der Familie geprägt. Das ist eine Chance zur Veränderung.

Eigene Forderungen stellen: Cordula Meyer

1942 in Leipzig geboren, Krankenschwester, Personalrätin, Studium Pflegewissenschaft (Diplom), wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fachhochschule Jena, Supervisorin, Mitbegründerin zahlreicher Einrichtungen, darunter den Förderverein Hospiz Jena e.V.

Woran erinnern Sie sich, wenn Sie an die Zeit 1989/90 denken?

Wichtig war für mich das Pfingsttreffen 1989 in Jena-Lobeda. Ich traf Uschi Mlynki auf der Straße, die mich fragte, ob ich dafür einen Kuchen backen kann. Erst wollte ich nicht, weil ich mit Arbeit, Weiterbildung und zwei Kindern viel zu tun hatte. Doch dann bin ich mit einem Kuchen hingefahren und habe gestaunt, wie offen dort Frauen über ihre Probleme und die Situation in der DDR gesprochen haben. Ich habe viele Frauen kennengelernt, mit denen ich später zu tun hatte. Es kamen Frauen von überall her, die ihre Gedanken klar ausgesprochen haben. Auch habe ich zum ersten Mal bewusst lesbische Frauen wahrgenommen, die ihre eigenen Ansprüche ans Leben hatten. Dann kamen die Frauentreffen in Magdeburg und Erfurt. Ganz wichtig war für mich der Kirchentag vom 6. bis 9. Juli 1989 in Leipzig. Dort habe ich an Frauenprogrammen teilgenommen. Bei einem Gottesdienst gab es für jede Frau ein Säckchen mit der Aufschrift: „Du bist das Salz der Erde“. Das hat Mut gemacht. In Leipzig war rundherum eine gespenstische Stimmung, auf der Straße begegnete ich ständig bedrohlich aussehenden Aufpassern im Zweierpack. Vor einer Straßenbahn stand eine Gruppe, die nicht einsteigen durfte. Die Türen schlugen zu und die Polizei war sofort da.

Und dann kam der Herbst 1989. Haben Sie eine spontane Erinnerung?

Im Wendeherbst erinnere ich mich an eine Fahrt am 13. Oktober nach Erfurt mit der Rechtsanwältin Brigitta Kögler, die spätere Volkskammerabgeordnete für den DA. Ich weiß das so genau, weil ich meine Terminkalender noch habe. Uns folgte ständig dasselbe Auto und in der Stadt begegneten uns wieder diese bedrohlichen Männer. In Erfurt hat Wolfgang Schnur in der Augustinerkirche geredet – ganz überzeugend und ehrlich. Das hat uns sehr beeindruckt.

Nach dem Pfingsttreffen bin ich in die Jenaer Gruppe „Frauen im Gespräch“ gegangen. Doch nach einigen Monaten war mir klar, dass ich aktiver sein wollte. Ich war damit nicht alleine und wir überlegten, wie wir wirksam werden könnten. Eine Idee war, in die bestehende Organisation DFD einzutreten und sie zu unterwandern. Nach dem Lesen des Statuts kam das aber für mich nicht mehr infrage.

Seit wann haben Sie sich für Frauenrechte engagiert? Was war für Sie wichtig?

Eigentlich schon 1974, als ich von einer Freundin das Buch „Das andere Geschlecht“ von Simone de Beauvoir bekommen hatte. Es half mir bei meiner eigenen Emanzipation in einer patriarchalen Ehe.

Entscheidend für mein Engagement war die Überlastung der Frauen in der DDR, die Gemeinheit, die Frauen über die Anerkennung ihrer Leistung dazu zu bringen, immer mehr zu machen, für wenig Geld und mit einer Blume zum 8. März. Meine Eltern haben sich immer für Frauen eingesetzt. Mein Vater hat Frauen in der Wissenschaft gefördert, und meine Mutter hatte auch studiert und war Gymnasiallehrerin und nach 1945 staatlich angestellt. Auch meine Großmutter (Mutter meines Vaters) war eine emanzipierte Frau, die voll berufstätig war.

Ich habe mich 1986 in den Gemeindegkirchenrat wählen lassen, auch um gesellschaftliche Änderungen zu bewirken. Dort habe ich oft darauf hingewiesen, dass die weibliche Form der Sprache benutzt wird, wenn es Frauen betraf und dass Frauen in Leitungsfunktionen kommen sollten. Mit dem Erfolg, dass ich in der 2. Legislatur zur stellvertretenden Vorsitzenden gewählt wurde.

Als ich 1991 im Personalrat des Universitätsklinikums Jena (UKJ) arbeitete, war ich verschrieen, weil ich auch dort auf die Sprache geachtet habe, dass weibliche Endungen verwendet wurden, wenn Frauen gemeint waren.

Wo haben Sie sich mit der Frauengruppe getroffen?

Wir haben Räume am Engelplatz in Jena bekommen. Ab Anfang 1990 (23. Januar) haben wir uns dort getroffen und gearbeitet. Da hieß unsere Frauengruppe „Fraueninitiative“.

Wir haben uns am 8. März 1990 mit Plakaten auf den Markt gestellt und gesagt: „Seit vielen Jahren kämpfen Frauen am 8. März für ihre Rechte – nicht erst seit Gründung der DDR! Unsere Forderungen sind also nichts Neues.“

Sie haben für die „Fraueninitiative“ am Runden Tisch in Jena gearbeitet?

Ab Januar 1990 waren wir als autonome Frauengruppe dabei. Nach einem Frauentreffen in Weimar im Dezember 1989 haben wir in Jena durchgesetzt, auch an den Runden Tisch zu kommen. Ich habe einfach in der Stadtverwaltung angerufen und gesagt: „Wir sind die alternativen Frauen von Jena.“ Da saßen aber bereits die DFD-Frauen. In der Diskussion, wer die Frauen in Jena vertreten soll, hat sich auch Albrecht Schröter, Mitbegründer des Demokratischen Aufbruchs, für uns eingesetzt. Wir sind geblieben.

Welche Themen wurden am Runden Tisch diskutiert? Wo haben Sie sich eingebracht?

Es ging um die Aufrechterhaltung des öffentlichen Lebens. Es war eine komplizierte Situation. Vieles brach zusammen, und es war in einigen Bereichen nicht klar, was passiert. Es wurden deshalb auch Vertreter der Staatssicherheit, der NVA und Staatsanwälte eingeladen. Wichtig waren Sicherheitsfragen, Rechtsträgerwechsel beim Volkseigentum, die Aktensicherung und der Umgang mit der SED. Und die Wohnungsfrage. Es gab ja so wenig freien Wohnraum. Zunächst sollte der Bestand erfasst und renoviert werden, es sollte aber auch neuer Wohnraum geschaffen werden. Wir waren auch am Runden Tisch des Landes in Gera beteiligt und hatten Kontakt zum Zentralen Runden Tisch in Berlin. Da ging es um Parteivermögen, das auf wundersame Weise verschwunden war, um die Gestaltung der Landschaft nach ökologischen Gesichtspunkten, um Bebauungsgrenzen, um Naturschutzgebiete, den Abbau der Tierbestände, um einen Exportstopp für Holz, Pilotprojekte zur Energiegewinnung oder den Uranabbau in Ronneburg.

Hauptthemen für uns waren: ein Frauenzentrum, ein Frauenhaus und die Gleichstellungsbeauftragte. Marita Wagner war dann die erste, die den Posten bekam.

Einen Runden Tisch zu grünen Themen habe ich geleitet. Ich war im politischen Reden nicht geübt und Barbara Schlenker, meine Mitstreiterin aus der Fraueninitiative, war von der Arbeit am Runden Tisch zurückgetreten. Wir beide hatten einige Male erlebt, dass sich in Pausen Grüppchen bildeten und in geschlossenen Kreisen debattiert wurde, ohne dass es für uns eine Möglichkeit gab, uns zu beteiligen. Zu Beginn dieser Sitzung war es wieder typisch: Alle standen in Gruppen herum und ignorierten, dass ich beginnen wollte. Ich fasste mir ein Herz und bat entschieden um Teilnahme und wurde dann akzeptiert.

Welche Themen waren Ihnen wichtig?

Ich habe zu Demonstrationen auf dem Markt geredet und unter anderem gefordert, dass sich Frauen mehr in der Öffentlichkeit einbringen und sich nicht wieder zurück an den Herd drängen lassen. Man sah hauptsächlich Männer auf der Straße. Es ging insgesamt sehr aggressiv zu. Ein anderes Mal habe ich mich für Erziehungsgeld engagiert. 500 Mark mussten es meiner Meinung nach sein. Anschließend wurde mir von den Frauen aus meiner Frauengruppe vorgeworfen, dass das unrealistisch sei und ich damit unserer Sache geschadet hätte.

Ganz wichtig war für mich die Diskussion um eine neue gesamtdeutsche Verfassung, an deren Entwurf wir mitgearbeitet haben. Zu dem Thema wurde ich auch nach Erlangen in die dortige Frauengruppe eingeladen. Es war eine interessante Diskussion.

Sie haben für den UFV kandidiert?

Ich habe bei der ersten Kommunalwahl 1990 kandidiert und gewonnen. In jedem Wahlkreis ist eine Kandidatin des UFV angetreten, wir haben uns auf das gesamte Stadtgebiet aufgeteilt. Für meine Kandidatur habe ich mir einen Druckstock machen lassen, Flyer erstellt und im Wohngebiet verteilt. Das Mandat, das ich errang, war das einzige für den UFV in Jena. Durch meine Mitarbeit hatte ich gute Kontakte zum Runden Tisch, die nötig waren, um etwas zu bewegen. Es hatte schon Absprachen gegeben, in welchen Bereich der Verwaltung wir mitarbeiten können. Doch die Frauen in der Initiative waren der Meinung, ich solle mein Mandat zurückgeben, damit Barbara Heinrich, eine Ökonomin, in den Stadtrat käme. Ich sei ja „nur“ aus dem sozialen Bereich. Sie haben mit mir einen widerlichen Hexensabbat veranstaltet und damit erreicht, dass ich von meinem Mandat zurückgetreten bin und damit auch meine Kontakte abgebrochen waren. Ich habe meine Arbeit in der Fraueninitiative aufgegeben, was meiner Arbeit für den Personalrat im Universitätsklinikum zu Gute kam.

Die DDR nahm für sich in Anspruch, dass Gleichberechtigung zwischen Frau und Mann erreicht war. Wie sehen Sie das?

Die gab es nicht - Arbeiten, Kinder erziehen, sich weiterbilden – aber bitte nicht mitreden, das war die Realität. Die Frauen machten die Hausarbeit nach ihrem Dienst. Die Männer verzogen sich meist zu ihrem Auto.

Was kam viel zu kurz?

Es ging mir nicht schlecht, aber das Geld war knapp. Es war nie so, dass es egal gewesen wäre, was ich kaufe. Meine Geschichte ist nicht DDR-spezifisch. Ich bin in einer evangelischen, frauenfreundlichen und demokratischen Familie aufgewachsen, hatte aber das Pech, dass ich in einen patriarchalischen Haushalt eingehiratet habe. Plötzlich war ich nur noch Arbeitskraft, Ehefrau, die für den gesamten Haushalt zuständig ist, Fürsorgerin, später noch Mutter und teilweise Ausstellungsstück. Ich hatte vorher immer musiziert. Dazu kam ich nach meiner Heirat nicht mehr. Erst als ich mich von meiner Ehe befreit habe, konnte ich wieder ein normales Leben führen.

Ist Feminismus für Sie heute noch ein Thema?

Ja, nach wie vor. Es ist eine Wellenbewegung: Mal ist das Thema im Blick der Gesellschaft und dann verschwindet es wieder. Jetzt plötzlich merken auch junge Frauen, dass die Gleichberechtigung nicht selbstverständlich ist. Auch wenn sich in den letzten 25 Jahren schon einiges geändert hat, geht es immer noch um die Herrschaft der Männer, die Frauen keine Macht überlassen wollen. Zu dem Thema habe ich vor längerer Zeit einen Studienbrief geschrieben über „das weibliche Gesicht der Pflege“. Da geht es um die Geschichte der Pflege als Aufgabe der Frauen bis heute.

„Das Ansehen als Frau und Krankenschwester habe ich in den dreißig Jahren meiner Arbeit auf Station leider häufig als sehr negativ erleben müssen. Wie oft ist es mir passiert, dass ich nur mit ‘Cordula’ angeredet wurde, der Titel

‘Schwester’ wurde einfach vergessen. Das habe ich ja noch toleriert. Aber wenn die Ärzte dann noch ‘Du’ sagten und ich mich dagegen verwahrte, wurde ich als ‘komisch’ oder auch als ‘eingebildet’ hingestellt. Das Unverständnis dafür, dass ich als vollwertiger Mensch, der den Respekt vor der Persönlichkeit erwartet und nicht als Kind behandelt werden wollte, war groß. Als ich dann als Pflegedienstleiterin arbeitete und erwartete, dass ich mit ‘Frau Meyer’ angesprochen werde, waren die Irritationen ähnlich.“ (Zitat aus der Einleitung in den Pflegebrief.

Die Frauenbewegung 1989/90 – ist das rückblickend eine Episode für Sie oder hat sie etwas verändert?

Die Arbeit in der Fraueninitiative (später UFV) war spannend, aber eher eine Episode, ein Versuch. Sie hat mir gezeigt, dass Frauen nicht nur sorgsam im Umgang miteinander sind. Es ging schon manchmal gemein zu, nicht freundlich.

Wofür treten Sie heute ein?

Ich unterstütze das Frauenhaus und bin Mitglied im Frauenzentrum „Towanda“. Außerdem engagiere ich mich für die Anhebung der Renten von Frauen. Mich ärgert besonders, dass in der DDR geschiedene Frauen bis heute nicht den Rentenausgleich bekommen wie die im Westen geschiedenen Frauen. Die Entscheidung liegt jetzt bei der EU.

Glossar

AG Arbeitsgemeinschaft: Zusammenschluss von Einzelpersonen, Gruppen, Institutionen, Parteien, Massenorganisationen

Blockpartei Parteien in der DDR, die zur Regierung gehörten und sich dem Führungsanspruch der SED unterordneten: Christlich-Demokratische Union (CDU), Liberal-Demokratische Partei Deutschlands (LDPD), Demokratische Bauernpartei Deutschlands (DBD), National-Demokratische Partei Deutschlands (NDPD)

Brennesseln Verein für Frauen in Erfurt, Zentrum gegen Gewalt an Frauen auf der Grundlage feministischer Gesellschaftsanalyse

DA Demokratischer Aufbruch, politische Gruppierung, die sich im Herbst 1989 gründete (offiziell am 16./17.12. in Leipzig als Partei), Vorsitzender Wolfgang Schnur. Am 4.8.1990 fusionierte der DA mit der CDU-Ost.

DFD Demokratischer Frauenbund Deutschlands, gegründet am 8.3.1947 auf dem Gebiet der SBZ (DDR). Der DFD verstand sich als parteipolitisch und religiös unabhängige, antifaschistische Frauenbewegung, die über die Nationale Front mit Abgeordneten in Kreis- und Bezirkstagen sowie der Volkskammer vertreten war.

ESG Evangelische Studentengemeinde

Einwohnerforum In regelmäßigen Abständen luden Kreisleitungen und Bezirksleitungen der SED alle Bürger einer Ortschaft zu Einwohnerforen ein. In Referaten stellten Spitzenfunktionäre generelle politische Leitlinien und

konkrete Projekte vor. Mit dieser Form von Bürgerbeteiligung sollte der Schein von Demokratie gewahrt werden. Die Bürger hatten aber kaum die Möglichkeit, mit den Verantwortlichen offen über Probleme zu diskutieren.

Friedensdekade in der DDR entstand im Herbst 1980 aus der ökumenischen Jugendarbeit. Jedes Jahr trafen sich unter dem Symbol „Schwerter zu Pflugscharen“ zehn Tage lang Christen, um miteinander zu reden und Hoffnung zu stiften.

Kindergarten Kinderbetreuung für Drei- bis Sechsjährige, die in der DDR von fast allen Kindern besucht wurde. Die Erziehungsbereiche umfassten die körperliche, geistige, sittliche, künstlerische und hygienische Ausbildung der Kinder.

Kinderkrippe Kinderbetreuung im Kleinstkindalter. In der DDR gab es das dichteste Netz an Kinderkrippen für Null- bis Dreijährige in Europa. 80% aller Kleinstkinder besuchten eine solche Einrichtung, die dem Gesundheitswesen zugeordnet war.

Konvent Evangelischer Theologinnen in der Bundesrepublik Deutschland e.V. Verein von Theologinnen, der die Aufgabe hat, sich aus Frauenperspektive mit theologischen Fragen der Gegenwart auseinanderzusetzen und zur Reform kirchlicher Arbeit beizutragen.

ko-ra-le Kommen-rasten-leben: Frauenbildungs- und Begegnungsstätte Heiligenstadt

LDPD Liberal-Demokratische Partei Deutschlands, gegründet im Juli 1945. Die LDPD war als Blockpartei in die Wahllisten der Nationalen Front eingebunden. 1990 ging die

Partei nach Namensänderung und Bündnisversuchen mit anderen Gruppierungen in die FDP über.

LPG Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft; Zusammenschluss von Bauern und ihrer Produktionsmittel zur gemeinsamen Pflanzen- und Tierproduktion. Ab 1952 erfolgte die Gründung der ersten LPGs auf freiwilliger Basis, gegen Ende der 50er-Jahre wurde vielfach zwangsweise kollektiviert. Ab den 60er-Jahren begann eine Spezialisierung der landwirtschaftlichen Großbetriebe.

NVA Nationale Volksarmee, gegründet 1956, Streitkräfte der DDR. 1990 wurde die NVA aufgelöst.

Runde Tische entstanden als erstes Resultat der Proteste im Herbst 1989 (Friedliche Revolution). Der Zentrale Runde Tisch mit Vertretern aller Parteien der DDR und der Bürgerrechtsbewegungen tagte vom 7. Dezember 1989 bis zur ersten freien Volkskammerwahl am 18. März 1990. Auch in allen Bezirken und Städten wurden wichtige politische Entscheidungen in dieser Zeit an Runden Tischen ausgehandelt.

SDP Sozialdemokratische Partei in der DDR, gegründet am 7.10.1989 in Schwante bei Berlin, am 26.9.1990 mit der SPD vereinigt

SED Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, gegründet 1946 als Zwangsvereinigung von KPD und SPD in Berlin. Das Parteiprogramm orientierte sich in der Ursprungsfassung an Antifaschismus und Demokratie. Die Zahl der Mitglieder stieg von 1,3 Millionen zur Gründung in der sowjetischen Besatzungszone auf 2,3 Millionen in der letzten Phase der DDR.

UFV Unabhängiger Frauenverband, gegründet am 17.2.1990 in Berlin (inoffizielle Gründung 3.12.1989). Der UFV war ein Zusammenschluss von Frauengruppen und Einzel-frauen vor allem auf dem Gebiet der DDR.

Bibliografie

- Ackermann, Sonja: Christliche Frauen in der DDR. Alltagsdokumente einer Diktatur in Interviews. Leipzig 2005
- Barth, Bernd-Rainer/Links, Christoph/Müller-Enbergs, Hellmut/Wielgoths, Jan: Wer war wer in der DDR. Frankfurt/Main 1995
- Dennert, Gabriele/Leidinger, Christiane/Rauchut, Franziska: In Bewegung bleiben. 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben. Berlin 2007
- Demokratischer Frauenbund Deutschland: Statut des Demokratischen Frauenbundes Deutschland, beschlossen auf dem X. Bundeskongress der DFD im Februar 1975
- Glasser, Barbara: Die Frauen sind im Kommen. TLZ-gespräch mit zwei Sprecherinnen einer Jenaer Initiative. In: TLZ vom 21.2.1990, Weimar 1990
- Gottschalk, Katrin: Extrem laut und unglaublich vergessen. In: Missy Magazine, Berlin 2014
- Hampele Ulrich, Anne: Der Unabhängige Frauenverband. Ein frauenpolitisches Experiment im deutschen Vereinigungsprozess. Berlin 2000
- Höppner, Reinhard: Bleiben, wohin uns Gott gestellt hat. Leipzig 2004
- Kaminsky, Anna: Frauen in der DDR. Erfurt 2014

Merkel, Ina: Rede zur Gründung des Unabhängigen Frauenverbandes am 17.2.1990. In: Zaunreiterin, Nr. 1 Berlin 1990

Programm und Statut des UFV, verabschiedet auf dem Gründungskongress des UFV am 17.2.1990 in Berlin

Rosenberg, Birgit: Informationen für die Frau. Informationsdienst des Deutschen Bundesrates, Bundesvereinigung deutscher Frauenverbände und Frauengruppen gemischter Verbände e.V., Folge 3, März 1990, Bonn

Graues Material:

Ahrend, Angreth/Förder-Hoff, Gabi/Nickel, Hildegard Maria/Wiedemann, Elfi: Zur Verwirklichung der Gleichberechtigung von Mädchen und Frauen im Bildungs- und Schulsystem der DDR gemäß Verfassungsentwurf vom 4. April 1990...Berlin 8.5.1990

Bewegte Frauen Erfurt: Eingabe an die XI. Synode der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen drei Anlagen (ohne Datum)

Erklärung vom 19.8.1990 in Berlin nach einem Treffen von Vertretern und Vertreterinnen von Demokratie Jetzt, Initiative für Frieden und Menschenrechte, Die Grünen (Ost), Die Grünen (West), Unabhängiger Frauenverband, Neues Forum, Vereinigte Linke

frau anders: Ausgaben von 1989 – 1991

Frauen für den Frieden: Für eure und unsere Freiheit. Dokumentation zu den Verhaftungen in der Friedensbewegung der DDR, Berlin 1983

Frauen für Veränderung (Bürgerinneninitiative): Überlegungen zu gesellschaftlichen Veränderungen im Hinblick auf Gerechtigkeit, Frieden, Ökologie und Gleichberechtigung. Erfurt 12.10.1989

Frauen in die Offensive: Programm des UFV, angenommen auf dem Gründungskongress des UFV am 17.2.1990 in Berlin

Hermann, Katharina: Frauen in kirchlichen Ämtern. 24-seitiges Manuskript. 3.7.1987

Höppner, Reinhard: Antwortbrief als Präses der Synode der Evangelischen Kirchenprovinz Sachsen vom 8.12.1989 auf eine Eingabe der „Bewegten Frauen Erfurts“

Lila offensive: Gesammelte Flugschriften DDR 90. Originaldokumente der DDR-Frauenbewegung. Berlin 1990

Lila offensive: Arbeitspapiere

Schenk, Christina, Streit Petra: Erklärung des UFV-Landeskoordinierungsrates vom 25.8.1990, unveröffentlicht

Ziegenhagen, Mechthild: Bericht und Gedanken des Gynergiekombinates der autonomen Brennessel über ein Thema des UFV, Koordinierungsrat in Leipzig am 1. und 2.6.1991, unveröffentlicht

Protokolle des UFV-Koordinierungsrates vom März 1990 bis Herbst 1991

Protokoll 1. Koordinierungstreffen der Frauengruppen der DDR am 9./10.9.1989 in Erfurt

Protokoll Treffen der Vertreterinnen von Frauengruppen Thüringens im Januar 1988 im Frauenwerk Weimar

Streit, Petra: Frauen und Sprache, maschinengeschriebenes Manuskript. Ohne Datum

Streit, Petra: Wie leben Frauen in der DDR? Manuskript ohne Datum. Aus Antwortschreiben geht hervor, dass es aus dem Jahr 1987 stammen muss

UFV-Dokument: Weshalb es uns gibt...Ohne Datum

UFV-Erklärung zum Vereinigungsprozess: 14-Punkte-Programm. Ohne Datum

UFV-Sozialcharta: Forderung einer Sozialcharta durch den UFV, Grundlinien und Standpunkte in Vorbereitung des Beschlusses der Volkskammer vom 2. März 1990

Verein Frauenzentrum Weimar e.V.: Arbeitspapier für ein Frauenzentrum. Weimar Oktober 1990 und März 1991

Verfassungsentwurf vom 4.4.1990

Wahlzeitung des UFV Weimar für die Kommunalwahl am 6.5.1990

Woldt, Friederike/Franke, Susi: Lila Band. Textsammlung von und für Frauen. Nr. 4, Kreischa 1888

Woldt, Friederike: Lila Band. Textsammlung von und für Frauen. Nr. 6, Kreischa 1989

Dank

Wir bedanken uns bei allen Frauen, die uns mit Material aus ihren Privatarchiven unterstützt haben. Ohne diese Dokumente wäre der vorliegende Band über die Thüringer Frauenbewegung nicht möglich gewesen.

Die Autorinnen

